



Die christlich-germanische Weltanschauung

in den Werken
der Dichterfürsten
Wolfram von Eschenbach
Dante und Shakespeare.

Mit einem Gruss
an die Landsleute in Elsass und Lothringen.

Von

G. F. Stedefeld,
Kreisgerichtsrath,
Mitglied der deutschen Dante- und Sheakspearegesellschaft.

Berlin,
Gebrüder Paetel.
1871.

Motto.

---

1. An's Vaterland, an's theure schliess' Dich an,
   Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.
   Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
   Dort in der fremden Welt stehst Du allein.

   Schiller.

2. Χαῖρε δὲ σῇ γαίῃ πατρωίῃ, ὥς σοι ἔειπεν κεῖνος ἀνής.

   Homer.

Ein wahrer Mann das Wort erfand:
Nimm freudig Theil am Vaterland!

Vorwort.

Die nachfolgende kleine litterarische Studie macht keinen Anspruch darauf, den Gegenstand, über welchen sie sich auslässt, auf eine vollständige gründlich wissenschaftliche Weise zu erschöpfen. Sie ist ebenso, wie die im Jahre 1869 erschienenen Schriften des Verfassers 1) Vorträge über Preussen, 2) Lord Wrottesley: „Gedanken über Regierung und Gesetzgebung“ und 3) die dazu geschriebene Studie über die naturalistische Auffassung der Engländer vom Staat und Christenthum (Berlin bei Kortkampf) nur ein patriotischer Versuch, seinen deutschen Landsleuten, namentlich auch den neuen Kompatrioten in Elsass und Lothringen, die Vorzüge der christlich-germanischen Kultur-Entwickelung, durch Hinweisung auf die grossen Dichterfürsten des Mittelalters an das Herz zu legen, und dieselben besonders in Gegensatz zu stellen zu der skeptischen und kosmopolitischen Welt- und Lebensanschauung, welche, nach dem Vorgang Montaigne's, der Entwickelung des französischen Staatswesens und der ganzen Kulturentwickelung des französischen Volkes zum Grunde liegt. Es bot sich dabei von selbst die Gelegenheit, in einem politischen Theile des Aufsatzes mit einigen gutgemeinten Worten die Erwartungen von dem neuerstandenen deutschen Reiche, sowie die Befürchtungen vor demselben, welche in den benachbarten Ländern, Oesterreich und Italien, auf der Rednerbühne, wie in der Presse aufgetaucht sind, zu erörtern.

Es lag aber, was ich wohl nicht besonders zu versichern brauche, nicht im Entferntesten in meiner Absicht, hohe Politik treiben, oder gar die Ziele unseres erhabenen Kaisers und Seines grossen Fürsten - Reichskanzlers errathen und besprechen zu wollen.

Glühende patriotische Begeisterung über die Bestimmung meines Preussischen und Deutschen Vaterlands hat mir allein, unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse dieses Winters, die Feder geführt, und die gemüthlichen Herzensergiessungen, welche in der nachfolgenden Abhandlung enthalten sind, in's Dasein gerufen. — Von diesem Standpunkt aus, und von keinem andern, bitte ich die Leser, meine Schriften zu beurtheilen! Ich bin ein Preusse, will ein Preusse sein!

Langensalza, den 22. März 1871.

G. F. Stedefeld.

Inhaltsanzeige.

Eine von mir soeben im Buchhandel erschienene Studie über Shakspeare's Hamlet wurde bereits im Herbste vorigen Jahres unter dem Eindruck der welterschütternden Ereignisse in Frankreich niedergeschrieben und war zunächst für das Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft bestimmt, welcher ich ebenso wie der deutschen Dante-Gesellschaft als Mitglied angehöre. Da sie dort nicht mehr in dem nächsten Jahrgang zum Abdruck hat gelangen können, so habe ich sie, um mein Scherflein zur Friedensfeier und zur Bewillkommnung der neuen Kompatrioten in Elsass und Lothringen beizutragen, auch, weil die Arbeit nicht nur ein literarisches, sondern auch ein ethisches und politisches Interesse für ein grösseres Publikum bietet, besonders in Verbindung mit dem Anhang über das Leben und die Lehre Montaigne's, welchen ich aus dem Buche des bekannten geistvollen amerikanischen Schriftstellers Emerson „Representative men" frei übersetzt habe, kürzlich im Separatabdruck erscheinen lassen. Wie die biographischen Notizen von Emerson über Montaigne ergeben, trifft es sich zufällig, dass dieser grosse skeptische Lebensphilosoph der Franzosen, Baron Michael de Montaigne, gerade vor dreihundert Jahren, im J. 1571, sich aus seiner Praxis als Advokat in Bordeaux auf sein ererbtes väterliches Landgut zurückzog und hier von seinem Schlosse aus (Castellan bei Perigord in der Gascogne) die Welt mit seinen „Essays", d. i. mit seinen skeptischen Welt- und Lebensanschauungen beschenkte, auf welche die grosse Mehrzahl seiner Landsleute noch jezt wie auf das Buch aller Bücher schwört und welche

bei ihrem Erscheinen in 75 Auflagen gedruckt, in alle Sprachen übersetzt und von der grossen Welt förmlich verschlungen wurden. —

Emerson, ein Bewunderer und Lobredner dieses grossen französischen Skeptikers, des Fürsten der Egoisten, wie er ihn selbst nennt, welchen auch Lord Byron mit grösster Befriedigung gelesen zu haben versichert hat, und von dessen „Essays“ auch festgestellt ist, dass sie sich in einer Uebersetzung von Florio in Sheakspeare's Bibliothek befunden haben, hat in seiner kurzen, körnigen, amerikanisch-freimüthigen Weise eine höchst geistvolle Uebersicht und einen Auszug über die Lehren Montaigne's gegeben, und uns dadurch in den Stand gesetzt, das ganze System und die Lebensanschauungen Montaigne's zu überblicken, ohne das mehrbändige Werk, die „Essays“ selbst, lesen zu müssen. Diese Darstellung von Emerson, welche er mit seinen eigenen Lebensansichten verbunden und durchflochten hat, bieten ein so hohes Interesse, wenn man sie mit dem grössten Geisteswerk Shakspeare's (dem Hamlet) vergleicht, dass man zu der bestimmten Ueberzeugung gelangt, dass Shakspeare seine Zeitgenossen, insbesondere seine Landsleute in England durch seine Hamlet-Tragödie von diesem Gift des französichen Skepticismus, nach der Lehre Montaigne's hat kuriren und zeigen wollen, dass dieser Standpunkt der Betrachter, der Denker und Zweifler unpraktisch, unanwendbar für das Leben ist, und bei grossen sittlichen Konflikten, grossen Lebenskrisen und Aufgaben, sowie bei Menschen, die eine hohe Lebensstellung, einen hohen Lebensberuf haben, nicht nur nicht ausreicht, sondern sie unglücklich macht und ihnen den Untergang bereitet, weil sie entweder zu übereilt, oder zu saumselig handeln, und selbst dann, wenn sie im gewöhnlichen Sinne eine ganz brave und recht-

schaffene, ja sogar eine ritterliche Gesinnung haben, doch ohne einen positiv christlichen Glauben zu besitzen, den Schicksalsmächten und dem Weltlaufe zum Opfer fallen.

Dieses weiter auszuführen und zu zeigen, dass das wunderbare, geheimnissvolle Drama „Hamlet“ wirklich diese Grundidee habe, ist der Gegenstand des eben erschienenen Aufsatzes und der hinter dem Emersonschen Aufsatze über Montaigne von mir noch hinzugefügten erläuternden und vergleichenden Bemerkungen, welchen ich hiermit zugleich einen Exkurs über die christliche Gottes- und Weltanschauung anderer grossen Dichter der germanischen und romanischen Völkerracen, namentlich des Dante und Wolfram von Eschenbach beizufügen und diesen christlichen Gehalt in ihren Geisteswerken nachzuweisen versuchen will.

Ich wurde zum Studium dieser grossen Fragen theils schon durch die Verhandlungen des Vatikanischen Konzils in Rom im Jahre 1869 über das Dogma der Infallibilität des Papstes und was für mich dasselbe bedeutete, über die absolute Universalherrschaft des in Italien residirenden Papstes über die Gewissen aller Fürsten und Völker dieser Erde, theils durch die welterschütternden Kriegsereignisse des Jahres 1870, welche das Wiederaufstehen des deutschen Reiches und die Niederlage des römischen Cäsarenthums und der weltlichen und geistlichen Universalherrschaft des Papstes in Frankreich und Italien auf dem Fusse nachgefolgt sind, veranlasst. Bereits im Jahre 1869 habe ich in einem im Dante-Jahrbuch pro 1870, welches jetzt erst erschienen ist befindlichen Artikel über die im Jahre 1857 erschienene Streitschrift des Abbé Castiglia in Frankreich gegen v. Lamartine (welcher in einem Schmähartikel in der Zeitschrift siècle die Verdienste von Dantes göttlicher Komödie angegriffen und

herabgesetzt hatte, wie einst auch sein Landsmann Voltaire die Verdienste Shakspeare's als dramatischen Dichters, verkleinern wollte, auszuführen gesucht, dass Dante sowohl in seiner lateinischen Schrift „De monarchia“, als in seiner göttlichen Komödie, besonders bei der Schlussvision des irdischen Paradieses am Ende des Purgatoriums nicht die Universalherrschaft des römischen Stuhles, namentlich nicht die weltliche Herrschaft desselben, sondern nur die Wirksamkeit der reinen, von allen weltlichen Interessen und von aller irdischen Politik losgelösten christlichen Kirche als Lehrerin und Bringerin der göttlichen Liebe für ihn in der Gestalt seiner Jugendgeliebten Beatrice, welche in dem Triumphwagen der Kirche ihren Platz nimmt und aus dem himmlischen Paradies dazu hernieder gekommen ist, sowie als geistliche Führerin der Menschheit überhaupt, unter Oberaufsicht des Kaiserthums, welches durch Virgil, den Sänger des römischen Kaiserreichs, repräsentirt werde, habe darstellen und vertheidigen wollen. Ich suchte ferner aus dem 1868 erschienenen Buche von Guizot, dem vormaligen Premierminister Frankreichs, der uns seit 1848 nicht nur mit den Memoirs über seine Zeit und seine Wirksamkeit in derselben, sondern in neuester Zeit auch mit mehreren Schriften über das Christenthum beschenkt hat, von denen das letzte (das von mir oben erwähnte) die Ueberschrift führt: „Méditations sur la religion chrétienne dans ses rapports avec l'état actuel des sociétés et des esprits“ (Paris, Michel Levy Frères 1868) nachzuweisen, dass das Christenthum und die christliche Kirche nicht durch neue Anathemen gegen die moderne Glaubens- und Denkfreiheit und durch die absolute Universalherrschaft des römischen Papstes über alle Fürsten und Völker der Erde, auch nicht durch Konkordate und Staatsverträge zwischen

dem römischen Stuhl und den einzelnen Staatsregierungen, sondern durch eine offene, freimüthige Feststellung der Gränze zwischen der die Oberaufsicht führenden Staatsgewalt, und den Häuptern der in Verfassung und Verwaltung selbständigen nationalen Staatskirchen gerettet und dem modernen Kulturbedürfniss der europäischen Völker und Staaten angepasst werden könne und dürfe, sowie ich auch zu zeigen versuchte, dass Dante sowohl als Guizot, diese beiden, so undankbar von ihren Mitbürgern verstossenen Staatsmänner, jene Allianz zwischen Staat und Kirche, jedoch unter Oberaufsicht und Leitung des Staatsoberhauptes, als das einzige vernünftige Mittel und den wahren Weg dazu erachtet haben. In demselben Jahre 1869 liess ich eine deutsche Uebersetzung des von dem Präsidenten der Londoner Akademie der Wissenschaften, Lord Wrottesley, im J. 1860 herausgegebenen Encyclopädie und Methodologie der Staatswissenschaft mit der Ueberschrift: „Ueber Regierung und Gesetzgebung“ und eine von mir dazu geschriebene Studie über die naturalistische Auffassung von der Staatsgewalt, (welche Wrottesley fast nur auf die Gewohnheit der Staatsbürger, der thatsächlich bestehenden Gewalt zu gehorchen, sowie auf die vage öffentliche Zeitmeinung gründen will), erscheinen und gleich darauf noch eine Schrift: „Vorträge über Preussen“, dessen Staatsidee und Staatseinrichtungen folgen. Meine Hauptabsicht bei diesen Schriften war eine patriotische, keine polemische gegen die verdienten englischen Staatsmänner, den Verfasser der „Gedanken über Regierung und Gesetzgebung und den Verfasser des im J. 1866 in London und Cambridge von einem ungenannten Staatsmann herausgegebenen Buches über die Person und die Lehre Christi. — Ich wollte nur die englische lehnsaristokratische, antimonarchische und republi-

kanische Tendenz des Wrottesleyschen Werkes bekämpfen, und die naturalistische Behandlung der Person Christi, als eines blossen Stifters einer neuen Religionsgesellschaft sowie als eines gentleman der Menschheit widerlegen, und die unerreichbare Hoheit Christi, als Gründers der wahren, vernünftigen Gottesanschauung und der reinsten Menschheitsidee gegen die etwa vorhandenen lehnsaristokratischen Tendenzen des hochstehenden Verfassers von „Ecce homo" in Schutz nehmen und vertheidigen. Der Letztere hat vielleicht mit seinem Buche gerade wegen dieser Tendenz grosses Aufsehen in den höheren Kreisen erregt, und es war hohe Zeit, dass sowohl Gladstone, der jetzige Premierminister Englands, in drei kritischen Artikeln in der Zeitschrift „Good words" (Januar, Februar und Märzheft 1868), als auch Guizot gegen diese naturalistische Behandlung der Person und der Lehre Christi auftraten und die ewige Dauer und den wirklich ächten Werth des Christenthums, als einer direkten Offenbarung Gottes an die Menschheit, durch Christus als Mittler, in Schutz nahmen und den Verfasser von Ecce homo verstummen liessen, dessen Buch, so geistreich und fein es geschrieben ist, doch an einem grossen Widerspruche leidet, indem es auf der einen Seite die Wunderthätigkeit Christi als unumstössliche Thatsache hinstellt, weil die Verfasser des Lebens Jesu, die Evangelisten, die Wunder als geschehen erzählen, andererseits wieder die Lehre Christi als eine der kühnsten Spekulationen, welche jemals von einem Philosophen ausgedacht worden sind, hinstellt und an einer anderen Stelle sagt, dass Christus nicht die alleinige und direkte Quelle des Seelenheils, der wahren Gottes- und Weltanschauung für die Menschheit sei, sondern dass es auch noch andere Quellen für das Seelenwohl der Menschheit gebe! Welche? sagt der Ver-

fasser nicht, wenn er nicht etwa die vorher erwähnten Muster und Beispiele der edlen Menschen überhaupt damit gemeint hat, was möglich ist, aber wieder auf denselben vagen Naturalismus hinausläuft, wie seine Ausführung, dass die Kanzel lediglich eine moralische Anrede und Erzieherin für die erwachsenen Menschen sei, wie die Schule, die Lehrer und Eltern für die unerwachsenen; dass die Kirche aber für diejenigen, welche bereits hinreichend unterwiesen sind, nicht mehr nöthig sei. Es ist dies dieselbe Anschauung wie die des Lord Wrottesley, welcher sagt, die Art der Einrichtung der Staatsgewalt oder der obersten Regierungsgewalt werde bei einem fortgeschrittenen Stadium der öffentlichen Meinung, d. h. der Presse, (welche doch so leicht ein blos kaufmännisches, ein Geldinstitut wird und den Zeitgeist der Parteien für sich ausbeutet) für die höheren Stände überflüssig und die Form der Regierung resp. die Personen ihrer Inhaber und Verwalter immer gleichgültiger. Es sind dies eben Ansichten von englischen Lords, welche aber in Deutschland schwerlich durchgehen werden. Gleich nach dem Erscheinen meiner oben berührten Schriften brachen die welterschütternden Ereignisse in Frankreich herein, welche so grosse Opfer gekostet, aber auch ebenso grosse politische Erfolge für Deutschlands Macht und Herrschaft gehabt, namentlich aber für unsere früheren Stammesgenossen in Elsass und Lothringen eine so wesentliche Staatsveränderung herbeigeführt haben. Auch mir kostete der französische Krieg einen hoffnungsvollen Neffen. Er ruht in lothringischer Erde, bei dem Bergstädtchen Gorze, wo er, von einer feindlichen Kugel in die Brust getroffen, den Geist aufgab. Friede seiner Asche. — Um mich von der Aufregung der politischen Ereignisse und den Anstrengungen des richterlichen Berufes zu erholen, sowie

um Trost und Ruhe und zugleich einen würdigen positiven Glaubensinhalt bei dem Anblick der bedeutenden Begebenheiten, Bestrebungen und Aufgaben der Gegenwart zu gewinnen, vertiefte ich mich in späten Abendstunden in die Lektüre unserer grössten Dichter des Mittelalters, Dante und Shakspeare und der Jahrbücher der deutschen Dante- und Shakspeare-Gesellschaft, welche letzteren durch die wissenschaftliche Pflege der Geistesprodukte der beiden grössten Dichter des Mittelalters, Dante und Shakspeare, der Vorgänger der deutschen Reformation und der modernen Weltanschauung, so viel zur Bereicherung der deutschen Geisteskultur und zur Anbahnung einer internationalen Literatur der gebildetsten Nationen Europa's und zur Assimilirung des germanischen und romanischen Volksgeistes geleistet haben und gewiss auch künftig noch leisten werden. Ich studirte wieder aufmerksam Dante und Shakspeare, daneben Göthes Faust und Wolfram von Eschenbach's Parzival und Willehalm, insbesondere aber Sheakspeare's geistreichstes und wunderbarstes Drama Hamlet und den Sturm, in welchen beiden Stücken er so recht eigentlich seine religiösen und sittlichen Anschauungen, wenn auch nicht ausgesprochen, doch in der Ausführung der dramatischen Handlung und der Hauptcharaktere des Stückes stillschweigend niedergelegt hat.

Ich gewann bei diesen Studien die Ueberzeugung, dass Dante in seiner göttlichen Komödie der theoretische Begründer des Christenthums und der populäre Ausleger und Erklärer der katholischen Kirchenlehren, ebenso wie Shakspeare in seinen Dramen der protestantische und praktische Apostel des einfachen, vernünftigen Christenthums, der vollständigsten, sittlichen Freiheit des Menschen vor Gott und der innigsten persönlichen Gemein-

schaft zwischen einem allgegenwärtigen, ausser und über der Natur stehenden absolut freien Gott und der Menschheit, ebenso wie jedem einzelnen Menschen, geworden ist; dass beide grosse Geister das Wesen des Christenthums aus den starren byzantinischen und römischen Formeln und Dogmen herausgeschält und zu seiner ursprünglichen Wahrheit und Klarheit zurückgeführt und dasselbe dadurch erst vollständig aufnahmefähig in das Fleisch und Blut aller Nationen gemacht haben. Freilich wird es damit noch eine gute Weile haben; aber wenn es irgend einem Volke beschieden sein wird, das Christenthum so recht mit vollem Verständniss und voller Liebe in sich aufzunehmen und zu verbreiten, so wird es gewiss das deutsche sein! Denn dieses Volk ist bei seiner tiefen Geistes- und Gemüthsanlage recht eigentlich dazu gemacht, der Träger der christlichen Bildung und der Apostel derselben bei den andern Völkern der Erde zu werden durch seinen männlichen freien Volksgeist und sein kindliches Gemüth.

Dies haben Shakspeare und Dante wohl geahnt und gefühlt. Der Erstere beweist uns seine germanisch christliche Lebensanschauung in seinem grössten Drama Hamlet; der Letztere beweiset es in der Schlussvision am Ende des Purgatoriums; beide glauben an den Sieg des reinen Christenthums, unter Leitung eines germanischen Kaiserthums und prophezeien stillschweigend und ausdrücklich, der eine in Hamlet den Untergang der skeptischen, immerfort wechselnden Lebens- und Weltanschauung der Franzosen, jener french celerity, a new state, a new church once a week“; der andere in der berühmten Schlussvision den Untergang der päpstlichen Weltherrschaft und der französischen Schirmherrschaft über die römische Universalkirche und das weltliche Papstthum,

welche vom Wagen der christlichen Kirche Besitz genommen haben, aber dann in der Waldwildniss des irdischen Paradieses, in der Gestalt des Riesen und der Hure, welche letztere es zu Dantes Zeit bald mit dem deutschen Fürsten, bald mit dem Kaiser, bald mit dem König von Frankreich hielt, je nachdem es ihr Vortheil erheischte, auf immer verschwinden; wie dies in Bezug auf die Wölfin (das weltlich gewordene Papstthum oder die verderbte römische Geistlichkeit) schon im Anfang der göttlichen Komödie prophezeiet wird, mit den Worten, dass einst das veltro (der Jagdhund) erscheinen werde, welcher die Wölfin wieder in die Hölle zurückjagt, woher sie gekommen ist.

Das Jahr 1870 hat beide Prophezeihungen mit dem Wiedererscheinen des Kaiserthums, als Wiederherstellers der Ordnung und eines Oberhauptes der Christenheit, zugleich mit dem Verschwinden des weltlichen Papstthums und des französischen Beschützers desselben wahr gemacht. [Vergl. übrigens das Dante-Jahrbuch, Jahrgang II, den Aufsatz von Fr. A. Scertazzini, und Emiliani Giudici: Storia della letteratura italiana (ed. Firenze 1855 I. p. 204). In beiden Stellen wird jene Schlussvision als der Knotenpunkt der ganzen göttlichen Komödie, ihrer Grundidee und ihrer Tendenz, angesehen.] Es sei mir gestattet, diese wunderbar schönen Visionen Dantes über das Verschwinden der Hure oder der Wölfin (das weltliche Papstthum), welche sich nach dem Eingange der göttlichen Komödie mit allen Thieren begattet, und nach der Vision am Schluss des Purgatoriums auf die ganze Umgebung und auch auf Dante freche buhlerische Blicke wirft und dann von dem Riesen d. h. dem französischen Könige (dem ältesten Sohne der Kirche), welcher eifersüchtig auf sie ist, gewaltsam in die Waldwüstenei geschleppt wird, hier mit

einigen Worten näher zu betrachten, da sich daran die merkwürdigste Prophezeihung Dantes knüpft, welche das Wiedererstehen des neuen deutschen Kaiserthums vorausverkündigt, und in Verbindung mit noch andern Stellen aus unserm grossen epischen Dichter, Wolfram von Eschenbach, den Namen und das Haupt, die Würde, den Ruhm und Preis unseres Kaisers mit der herrlichsten Strahlenglorie der Poesie umgeben wird.

Dante siehet, als er unter der Führung Virgils (des Sängers des römischen Kaiserthums) im irdischen Paradiese auf dem Berge der Reinigung angekommen ist, den Triumphwagen der Kirche vor seinen Blicken erscheinen, gezogen von dem wunderbaren Vogel Greif (dem Symbol Christi.) Bald erscheint, herabgerufen vom Himmel, durch den Gesang der heiligen Umgebung des Wagens, seine Jugendgeliebte Beatrice, die Repräsentantin der reinen irdischen und zugleich die Botin der göttlichen Liebe und Gnade. Der Wagen der Kirche kommt dem Dichter entgegen, und seine Sünden werden ihm, weil er sie wahrhaft bereuet, vergeben; er wird im Flusse Lethe gebadet und die Sünden der Vergessenheit übergeben. Dann erscheint eine andere himmlische Botin (Lucia, die göttliche Erleuchtung) an seiner Seite, und badet ihn im Bache Eunoë (gute Gesinnung), wodurch er fähig wird, an der Seite seiner Geliebten, (welche die reine irdische und himmlische Liebe in sich vereinigt) das Göttliche unmittelbar, d. h. ohne Leitung seines bisherigen Führers (des Kaiserthums oder des Staats und der Kirche) anzuschauen, und sich in die höchsten Sphären zu erheben, wo ihm alle Geheimnisse des Lebens und der Welt geoffenbart und erklärt werden; wo er endlich von Christus Maria und Beatrice zurecht gewiesen wird, und durch sie zur unmittelbaren Anschauung Gottes (freilich mit

menschenähnlichem Angesicht) gelangt und der höchsten Seligkeit inne wird. — Auch der 2. Theil der Schlussvision, worin Dante die Geschichte der christlichen Kirche mit seinen geistigen Augen schauet und mit unübertrefflicher Plastik und poetischer Gestaltung schildert, ist noch hier zu erwähnen. Dante sieht den Triumphwagen der christlichen Kirche erst nach Abend zu (dem Occident) fahren, dann wieder zurück nach Morgen zu (dem Orient) zurückkommen, (d. h. er siehet das Christenthum sich über die ganze Erde verbreiten*). Er sieht dann, wie der Greif (Christus) den Wagen an den bis zum Himmel reichenden Baum der Erkenntniss, welcher im irdischen Paradiese steht und sich nach oben zu immer reicher belaubt, nach unten zu immer kahler erscheint, festbindet, und sich selbst enthält, von dem süssen Holz des Baumes zu geniessen, wie Adam es in seinem ersten Menschenhochmuth gethan hat; und als ihn die heilige Umgebung des Wagens deshalb lobt und preiset, antwortet er: Sì si conserva il seme d'ogni giusto! Der Sinn dieser Worte wird von den Kommentatoren verschieden aufgefasst. Barelli, einer der berühmtesten neuen Ausleger erläutert dieselben so: Così operando si conserva la patria degli eroi e de' santi; si mantiene il principio di ogni giustizia, che impone di restituire il suo á chi di diritto; si esercita il potere, non à vantaggio di chi ne è rivestito, ma à bene dei sogetti. „Durch solches Verhalten allein erhält sich auch das Land der Helden und der Heiligen auf dieser Erde! Dadurch allein setzt sich das Prinzip aller Gerechtigkeit auf dieser Erde in das Werk, welches befiehlt, Jedem das Seine zu geben; dadurch allein kann

*) Diese Auslegung, welche nach Scartazzini noch keiner der Kommentatoren gefunden hat, ist meines Dafürhaltens die allein richtige!

die Macht von der Regierung ausgeübt werden, nicht nach der Willkühr dessen, welcher damit bekleidet ist, sondern zum Heile der Unterthanen. — Einfacher und besser möchte die Stelle so übersetzt und erläutert werden: „Indem man so handelt, d. h. sich des Essens vom Baum der göttlichen Erkenntniss, (für die Menschen der Baum des Glaubens und des Gehorsams gegen den ihnen geoffenbarten göttlichen Willen) freiwillig enthält, bewahrt man den Samen zum Recht und zur Gerechtigkeit auf Erden, d. h durch Glauben und Gehorsam gegen den von uns erkannten und uns bekannt gewordenen Willen Gottes, erhält sich in Staat und Kirche Ordnung und Freiheit, Gesetz und Recht auf Erden.“ So erklärt Dante also in dieser Vision das Christenthum (repräsentirt durch den sagenhaften Vogel Greif) als die einzige mögliche, also als die vernünftige menschliche Religion und die einzige richtige Glaubens- und Sittenlehre, als den einzigen sichern geistlichen und sittlichen Führer der Menschheit. Nachdem der Greif den Wagen an den Baum des Glaubens und Gehorsams festgebunden hat, fährt ein Adler mit starken Schwingen aus der Höhe herunter in den Triumphwagen der Kirche, wobei er die Rinde des Baumes etwas verletzt und abstreift. Dieser Adler (das Symbol der alten heidnischen römischen Kaiser, welche das Christenthum mit Gewalt unterdrücken wollten, lässt sich nachher auf dem Wagen nieder, (Kaiser Constantin) lässt aber später in dem Wagen einen Theil seines Gefieders zurück, (Residenz in Constantinopel) indem sich der Wagen durch einen von unten aufsteigenden in das Gefährt einbohrenden Drachen in ein Ungeheuer verwandelt, auf welchem sodann ein freches Weibsbild (die römische und päpstliche Kirche mit weltlicher Gewalt und Reichthum von den in Byzanz wohnenden Kaisern

ausgestattet) mit buhlerischen Blicken nach allen Seiten hin (ein Gegenstück zu der babylonischen Hure in der Offenbarung Johannis) Platz nimmt, und ihr zur Seite ein Riese (der französische König), welcher bald eifersüchtig durch die buhlerischen Blicke des Weibsbildes auf die Andern gemacht, sie mit Gewalt mit dem Wagen hinweg von dem Baum des Glaubens zieht und in eine Waldwildniss hineinschleppt. (Der König von Frankreich zwang den Papst, bald nach der Zeit Dante's, seinen Sitz nach Avignon im südlichen Frankreich zu verlegen.) Auch ein Fuchs ist nach dem Adler noch im Wagen der Kirche erschienen. Der Ausleger der Schlussvision Scartazzini (Dante Jahrbuch Bd. II. S. 122) hält den Fuchs für das Symbol der verschiedenen Irrlehrer in der christlichen Kirche, welche sie mit List zu ihren irdischen Zwecken, z. B. zur Befriedigung ihrer Herrschsucht missbrauchen wollten.

Endlich aber kommt Dante am Schlusse in seiner herrlichen Vision zu der Prophezeihung, welche in diesem Zeit-Momente für uns Deutsche eine ganz merkwürdig schlagende und interessante sein muss. Er fügt nämlich (nach der Uebersetzung von Witte) hinzu:

„Nicht immerdar bleibt unbeerbt der Adler,
„Von dem der Wagen das Gefieder hat,
„Das erst zum Unthier, dann zur Beut' ihn machte;
„Denn sicher seh' ich (und darum bericht' ich's),
„Schon nahe Sterne, frei sowohl von Hind'rung,
„Als Widerstande, eine Zeit uns bringen,
„In der ein Gottgesandter Herzog (fünfmal hundert
„Und fünfmal zehn (DVX) erschlagen wird die Flücht'ge,
„Sowie den Riesen, welcher mit ihr sündigt!

Noch später fügt Dante hinzu:

„Vielleicht, dass dunkel, sowie die der Themis,

„Und Sphynx, dich meine Rede zweifeln lässt,
„Weil sie nach deren Art den Sinn verhüllt.
„Doch werden die Geschicke bald Najaden
„Dir werden und das schwere Räthsel lösen!

(Es muss heissen Lajaden d. h. Räthselauflösungen, nach Art des Oedipus, eines Sohnes des Lajos, welcher das Räthsel der Sphynx über den Menschen lösete, aber dann selbst das unbewusste Verbrechen beging, seine eigene Mutter zur Ehe zu begehren und dann für diese Sündenschuld wieder durch Blindheit, Verbannung und den unnatürlichen Bruderkrieg zwischen seinen Söhnen von den Göttern bestraft ward. Es ist merkwürdig, dass das Wort „λάϊος“ nach der Ethymologie gerade dasselbe bedeutet, wie das Wort „Deutsch“, so dass der Layade, welcher nach Dante das Räthsel der Menschheit lösen soll, so viel bedeutet wie: Der Mann des Volkes, der deutsche Mann. Dieser wird auch gewiss einmal, durch das in griechischer Sprache uns verkündete Wort der Menschenliebe die Menschheit befreien und erlösen!)

Wer kann es uns Deutschen und Preussen wehren, dass wir mit noch mehr Recht, als die Italiener es mit ihrem Könige Victor Emanuel thun, den in obigen Versen von Dante beinahe vor 600 Jahren verkündigten Herzog und Führer der Menschheit und das im Eingang der göttlichen Komödie erwähnte Veltro auf den wiedererstandenen deutschen Kaiser beziehen? Ist nicht das Jahr 1860, das Jahr der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers Wilhelm I., von der Zeit der muthmasslichen Abfassung des Purgatoriums, insbesondere der Schlussvision am Ende des Purgatoriums, welche um das Jahr 1310 verfasst sein muss, (vergleiche die bekannten deutschen Kommentatoren der göttlichen Komödie, Witte, Einleitung S. 32 unten, und Floto, Dante Alighieri, sein

Leben und seine Werke, S. 196 Note 39) an gerechnet, genau das 550 ste Jahr, welches Dante in der obigen merkwürdigen Vision als dasjenige nennt, in welchem ein neuer von Gott gesandter Herzog (DVX.) für die Menschheit erscheinen, den Adler, das Symbol des römischen Weltreiches, erben, und die Menschheit und den Triumphwagen der christlichen Kirche unter seinen Schutz und Schirm nehmen und sie aus der Umarmung des französischen Riesen befreien werde? Ist dies nicht Alles 1870 bis 71 in Erfüllung gegangen? Sehet hin nach Rom und nach Paris, und Ihr werdet mir zugeben, meine deutschen Landsleute, dass sich an unserem Kaiser eine dichterische Weissagung erfüllt hat, wie sie grossartiger und merkwürdiger vielleicht noch nicht vorgekommen ist!

Die Ziffer D. die erste des lateinischen in den Text der Prophezeihung aufgenommenen Wortes DVX (Herzog, Führer) bedeutet 500; die Zahlen VX werden richtiger fünfmal zehn gelesen, weil die geringere Zahl V vor der grösseren Zahl X steht, also wohl den Multiplikator der Letzteren bedeuten soll, nicht den Zähler bei einem Additionsexempel, bei welchem V nach X stehen müsste. 550 Jahre nach 1310 geben als Facit das Jahr 1860, das Jahr der Thronbesteigung König Wilhelm's I.

Soll ich hier gleich noch eine zweite Allegorie aus der göttlichen Komödie zur Bestätigung obiger Prophezeihung Dante's hinzufügen, aus dem XVIII. und XIX. Gesange des Paradieses? Dante giebt dort die wunderherrliche Vision des Adlers, dessen Gestalt sich aus dem M herausbildet, welches durch die Myriaden von hin und her sich bewegenden belebten himmlischen Lichtern vorher sich gebildet hat und zwar in der Art, dass sie die Worte singen und zugleich durch Aneinanderreihung plastisch dem Auge sichtbarlich darstellen:

„Diligite justitiam qui judicatis terram"!

Aus dem Konsonanten M erhebt sich in der Mitte durch Verlängerung der Hals eines Adlers, dessen Brauen Rubinen bilden und zugleich die Namen aus der Geschichte bekannter frommer Könige und Fürsten enthalten, in deren Mitte „Wilhelm der Gütige" erscheint!

Oder soll ich noch eine dritte dichterische Stelle anführen, aus dem 2ten Heldengedicht Willehalm, von unserm grössten epischen Dichter aus dem Mittelalter, dem ritterlichen und frommen Wolfram von Eschenbach, dem Zeitgenossen Gottfrieds von Strassburg, und zugleich auch Dante's, welcher letztere 1265 in Florenz als Spross des altadligen Rittergeschlechts derer Alighieri, welche muthmaasslich ebenfalls aus Deutschland nach Italien gekommen sind, geboren wurde, und welcher, wie sein Buch de monarchia, desgleichen die bekannt gemachten in lateinischer Sprache an den Kaiser geschriebenen Briefe und die göttliche Komödie beweisen, so sehnsüchtig auf die Rettung der civilisirten und christlichen Menschheit durch den Kaiser der deutschen Nation, namentlich Heinrich VII., hoffte, welcher 1310, also 100 Jahre nach der Ankunft Herrmanns von Salza in Preussen und 100 Jahre vor der Ankunft der Hohenzollern in der Mark Brandenburg; folglich in der Mitte der Zeit der Gründung des christlich germanischen Staates, im Norden Deutschlands, auf seinen Römerzug nach Italien kam, und ohne sein Ziel, die Ordnung des Reiches in Italien, erreicht zu haben, dort seinen Tod im Jahre 1313 fand. Die Stelle aus Wolfram v. Eschenbach's Heldengedicht Willehalm, welches im Mittelalter sehr hoch gepriesen wurde und im Styl noch gewandter als sein Parcival geschrieben ist, ist enthalten im Eingang des ersten Gesanges und lautet wörtlich und in der altdeutschen Sprache Wolframs wie

unten folgt. Nach frommer Anrufung des Christengottes und der ersten Erwähnung seines zu besingenden Helden, Wilhelm von Orange, fährt der Dichter fort:

„Landgraf von Düringen Herrmann
„tet mir diz mär von im bekannt.
„er ist ein Franzos genannt
„kuns Williams de Orangis
„ein jeslich rîter sî gewis,
„der siner helfe in angest gert,
„daz er der niemer wirt ent wert.
„ern sage die selben nôt vor gote!
„der unverzagete werde bote,
„der kennt rîter kumber gar.
„er wart selbe dicke harnasch var.
„den strik bekannte wol sîn haut,
„die den helm ûfz houbet bant.
„gein sîns verhes koste.
„er waz ein zil der tjoste.
bî vînden man in dicke sach.
„der schilt von arde waz sin dach.
„man hôrt in Frankrîche jehen,
„swer sîn geslähte kunde spehen,
„daz stünde übr al ir rîche,
„der fürsten kraft gelîehe,
„sîne mâge wârn die höchsten je,
„ane den kaiser karlen nie,
„sô werder Franzoys wart erborn,
„dâfür waz und ist sîn prîz erkorn!

Wer denkt nicht unwillkührlich bei dieser Lobpreisung Wolframs für seinen Helden, Willehalm de Orangîs, als guter Patriot an unsern erhabenen König und Kaiser, Wilhelm I., und an dessen berühmten Stammvater mütterlicherseits, den grossen Wilhelm von Oranien, Erbstatt-

halter der Generalstaaten von Holland, desgleichen an unsern grossen Churfürsten Friedrich Wilhelm und an dessen hochverehrte Gemahlin Henriette Louise, die Tochter Wilhelms von Oranien?

Für Diejenigen, welchen die altdeutsche Sprache Wolframs von Eschenbach nicht vollkommen mehr verständlich ist, will ich, statt die Verse ins Neudeutsche zu übertragen, die lateinische Uebersetzung beifügen, die sich in einem Codex der Münchener Bibliothek befindet, (an die Prosodie und an den Styl darf man freilich bei dieser von einem Mönche im mittelalterlichen Latein gemachten Uebersetzung in Hexametern keinen grossen Maasstab anlegen!) und so lautet:

„Fabula nota parum nostris regionibus esset,
„Huc nisi francigenis de partibus applicuisset
„Nobilis Hermanus, laut-cravius ille Turingae,
„Attulit huc comitis Guillemi fortia gesta.
„Militis illius proprium juvat edere nomen,
„Quod materna dedit sibi lingua; bonum stet in omen.“
„Comte Sct. Guillems de Rangis!
„Splendet in hoc talis virtus, tantusque triumphus
„Quod jam militibus solet et valet auxiliari,
„Rebus in angustis contingit quosque gravari,
„Ad dominum defert a militibus pia vota.
„Illorum sibi sunt assueta pericula nota.
„Huic color in facie satis apparebat amica,
„Splendida quem galea dedit aut hamata lorica
„Tu spumantis equi cursus inflectere nosti,
„O comes egregie! tu stabas proximus hosti,
„Te semper tutum reddebant lancea scutum! (etc.).

(Vergl. Wolfram v. Eschenbach 2. Ausgabe von Lachmann, Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer 1854. Vorrede Seite XLIII. etc.)

Wer will es nach den vorstehenden Proben läugnen, dass der Name, die Würde und der hohe Beruf unsres neuen Kaisers des deutschen Reiches von den grössten Dichtern des Mittelalters vor 600 Jahren bereits gepriesen und dichterisch geweihet ist? Doch auch, wenn wir auf diese prophetischen Vorausverkündigungen nichts geben wollten, ist das deutsche Reich und das deutsche Kaiserthum nicht durch die freieste individuelle Initiative des Volkes entstanden, d. h. nicht durch den souveränen Willen der Urwähler, wie in Frankreich, welches am 8. Mai 1870 seinen Kaiser durch Plebiscit bestätigt und ihn 4 Monate darauf abgesetzt hat, sondern durch den einmüthigen Antrag der sämmtlichen Fürsten und freien Städte Deutschlands und mit Zustimmung der gesetzlichen und verfassungsmässigen Volks- und Landesvertreter. Lässt uns diese Art der Auferstehung des deutschen Reiches, in Verbindung mit der gleichzeitig durch die Waffen so gründlich erfolgten Beseitigung des Erbfeindes eines geeinigten Deutschlands sammt den französischen Weltherrschafts Gelüsten über die Länder und Völker Europa's und die anderen Welttheile, und der römischen Universalherrschaft des Papstes über die Gewissen aller Fürsten und Völker dieser Erde, nicht mit vollem Rechte auf eine neue freie, deutsche christliche Aera hoffen? Mögen sich unsere westlichen Nachbarn, die Franzosen, noch einige Zeit mit dem Traum einer vereinigten Staatenrepublik von Europa (natürlich mit Frankreich an der Spitze) tragen; wir können und wollen ihnen diese Träumereien nicht verwehren, denn Ideen und Träumereien sind zollfrei! Aber, wenn die grosse civilisirte, souveräne Nation sich einmal wieder unterfangen sollte ihre Weltsprache, ihre Galanterie, ihren feinen Geschmack in der Mode, in der Konversation und im ge-

selligen Verkehr, ihren Skepticismus in der Religion und ihren Kosmopolitismus in Staatsangelegenheiten als Titel zur Weltherrschaft uns anzupreisen und sich als Herren von Europa und der ganzen übrigen civilisirten und uncivilisirten Menschheit unter den Auspicien der Grafen Victor Hugo und Rochefort zu geberden, welche mit ihren Lobhudeleien die Nation von Frankreich betäuben und derselben doch weiter nichts bieten können, als leere, hohle Phrasen; welche nur keinen Monarchen über sich, aber sehr viele Millionen Unterthanen unter sich sehen wollen und die durchaus nicht geneigt sind jedem armen Franzosen einen Gehalt von mindestens 400 Francs zu geben, wie die sentimentale Frau von Sevigné wünschte, oder wenigstens jedem Bauer ein Huhn in den Topf an jedem Sonntage zu verschaffen, wie es der gute König Heinrich IV. von Frankreich wollte; — wenn also diese grande Nation, welche jetzt mit ihrer Souveränität Abgötterei treiben lässt, statt sich einer christlich deutschen Kultur zu befleissigen und dadurch mit dem deutschen Staate und Volke in Frieden und Freundschaft zu leben, sich noch einmal untersteht, den Frieden zu brechen, so soll sie uns gerüstet finden und sie wird zufrieden sein müssen, wenn wir nicht zu ihr sagen: „Finis Franciae!

W i r wollen in Frieden deutsche Kunst und Wissenschaft weiter pflegen, deutsche Sitte und deutsches Recht deutsche Treue und Glauben und Gehorsam in Staat und Kirche uns bewahren, und das Wort des Amerikaners Emerson beherzigen: I like not the french celerity, a new state, a new church, once a week! (Mir gefällt dieser Verfassungswechsel der Franzosen nicht! jede Woche einen neuen Staat, eine neue Kirche!)

Wir wollen in dem neu verjüngten grossen deutschen Bundesreiche die Einheit und Majestät des natio-

nalen Staatsganzen mit der Mannigfaltigkeit selbstständiger Staatsgliederungen (Kultur-Bundesstaat) in einer starken, klar und bündig von unserm hochverdienten grossen Reichskanzler ausgedachten und ausgeführten Reichsverfassung, unter der Aegide unseres grossmächtigsten, durchlauchtigsten Kaisers, vereinigen; (konstitutioneller und nationaler deutscher Staat) wir wollen endlich die festgestellte Verfassung und Gesetzgebung heilig und hoch halten, und sie nicht immerfort bekritteln und daran herum vernünfteln; den neu organisirten Staats- und Kirchengewalten treu und gehorsam sein; die alten Traditionen vorsichtig mit den neuen dringendsten Bedürfnissen und Ideen in Uebereinstimmung setzen; keine Souveränitäten und Infallibilitäten in Staat und Kirche wieder einführen, uns aber demüthig vor dem allerhöchsten Souverän und Herrn der Welt und seinem irdischen Stellvertreter, dem Kaiser, beugen und die Majestät des Letzteren freiwillig anerkennen und schützen, freimüthig die Gränzen zwischen Staat und Kirche genau feststellen, dann aber mit ganzem Herzen den Staats- und Kirchenoberhäuptern glauben und vertrauen und danach leben und handeln d. h. eine gesetzliche Monarchie begründen mit der Devise: freier Kaiser, freie Nation, beide der Verfassung und dem Gesetz unterworfen, jedoch mit dem Vorrecht der kaiserlichen Majestät, dieselben in zweifelhaften Fällen nach seinem Sinn auszulegen und anzuwenden, nicht nach seiner Willkür, sondern nach seinem Gewissen, so lange als nicht eine freie Vereinbarung zwischen ihm, dem Oberhaupt, und den Vertretern der Nation über den streitigen Punkt Statt gefunden hat. Das ist die allein mögliche, wahre und gesetzliche Freiheit im Staate, eine andre giebt es nicht!

Wozu hat dem französischen Volke jener ewige

Wechsel ihrer Regierungsformen genützt? Es hat dasselbe nur oberflächlich und seicht gemacht, zu einem geistigen und sittlichen Hochmuth und zum Uebermuth in Staat und Gesellschaft verleitet, es der Zucht und Disciplin entwöhnt, es zu einer Gleichheit und Gleichgültigkeit und Blasirtheit, zur Aufhebung aller geselligen Unterschiede und Gliederungen, zur Verachtung aller festen Organisationen und leitenden Autoritäten, dadurch aber zur Auflösung seiner socialen und staatlichen Verbindundungen geführt, an deren Stelle es auf Kosten der deutschen und anderer wirklich gebildeter Völker seine Universalwillkührherrschaft setzen wollte, weil es nicht mehr weiss und versteht, dass es sich selbst mit seinem ewigen Wechsel der Regierung und mit seiner Gleichheit die Adern eines wohlthätigen Luxus und eines tüchtigen Wetteifers, welcher Handel und Industrie belebt und nicht lahm legt, wie er es bei ihm bis jetzt gethan, unterbunden hat. Nicht französischer esprit und schnelles Denken und Konversiren, sondern tiefes und universelles Wissen, nicht Galanterie gegen Männer und Frauen, sondern wahres mannhaftes Wesen mit Gottesfurcht und Menschenliebe befriedigt in der Gegenwart die gebildeten Völker Europa's*). Die Franzosen mögen also ihre vereinigten Staatenrepublik, mit französischer Spitze, und mit dem Ausgangspunkt von den Ufern des Rheinstromes ab, vergessen; und Ihr, liebe neue Landsleute in Elsass und Lothringen, möget Eure Zukunft getrost mit dem deutschen Reiche verbinden und Euch, im Verein mit uns, bestre-

---

*) Auch bei uns ist leider eine bedenkliche Gleichgültigkeit gegen staatliche Einrichtungen, gegen Kirche und Schule eingerissen, wird aber unter der Aegide des deutschen Reiches hoffentlich bald wieder verschwinden und einem regeren geistigen und sittlichen Interesse Platz machen!

ben, die christlich deutsche Kultur weiter in Europa zu verbreiten und Eure künftigen Gränznachbarn, die Franzosen, für dieselben zu gewinnen! Lasst Euch nicht mehr überreden, Eure Lebens- und Weltanschauung nach den Essays von Montaigne, dem erfahrenen Weltmann und Egoisten zuzuschneiden, und diese skeptische und kosmopolitische Welt- und Staatsweisheit als die modernste Civilisation von Paris uns anzupreisen. Dieselbe hat sich bei uns längst überlebt und schon Shakspeare hat, wie Euch meine Abhandlung und deren Anhang von Emerson zu zeigen versucht, in seinem Drama Hamlet schlagend das Unzureichende und Unpraktische dieses blos betrachtenden skeptischen und weltbrüderlichen Standpunktes dargethan, und bewiesen, dass der einzelne Mensch, wie ganze Nationen, untergehen, wenn sie vor lauter Denken und Zweifeln, oder aus Leichtfertigkeit und Uebereilung niemals zu einem festen Glauben und deshalb auch niemals zu einem festen und gewissenhaften und pflichttreuen Handeln kommen! — Shakspeare giebt uns im Hamletdrama ganz dieselbe Lehre, wie unser frommer, ritterlicher Epiker Wolfram v. Eschenbach, in seinen Heldengedichten Parzival und Willehalm! —

Die Grundidee der beiden letztern Epopöen, welche leider jetzt nicht mehr so genau bekannt sind, als sie es verdienen (namentlich bei dem deutschen Adel, welchem sie doch als wahre Musterbilder ritterlicher Zucht und Sitte, fürstlicher Gesinnung und Denkart und tiefster christlicher Religiosität gelten sollten) ist ganz dieselbe wie in Skakspeare's Hamlet, und in der biblischen Schöpfungsgeschichte vom Baum der Erkenntniss, und dieselbe wie in der Schlussvision Dante's im irdischen Paradiese.

Die Treue und Liebe gegen Gott und Menschen ist es, welche auch dem Parcival fehlt, welcher in seiner

jugendlichen Einfalt und in seiner Thatenlust blos nach Ehre, Preis und Ruhm in der Welt dürstet und deshalb seine Mutter Herzeleide verlässt, welche darüber vor Gram stirbt. Als er Ehre vollauf besitzt, wird er unzufrieden mit Gott, der Welt und mit sich selbst, hasst die Kirche und fragt nicht mehr nach Gott, der ihm doch nicht helfen könne oder wolle. Er kommt in diesem Zustande auf Monsalvage an, (dem Berge des Heiles), wo der Gral (d. i. der Edelstein des Glaubens nnd Gehorsams an Gottes Gebote) aufbewahrt, von einem Könige und vielen edlen und reinen Frauen und Jungfrauen behütet und von den Templeisen, d. h. Rittern, welche das Gelübde der Entsagung abgelegt haben, vor dem Zudrang der gemeinen Menge vertheidigt wird. Er soll, da er von dem Gral selbst, durch eine auf dem Stein erscheinende Inschrift, als künftiger König wegen seiner Manneskraft und ritterlichen Tüchtigkeit bezeichnet worden ist, die bestimmte Frage thun, ohne vorher daran erinnert zu werden, d. h. er soll freiwillig nach Gott fragen und sich nach dem Befinden des gegenwärtigen Königs Anfortas, welcher einmal aus Uebermuth allein auf Abenteuer und Minne ausgeritten und dabei von einem Heiden mit einem vergifteten Speer verwundet worden ist, erkundigen. Er thut dies aber nicht, aus Unachtsamkeit, und erst, nachdem er von seinem Oheim Trevrezent, welcher früher ebenfalls Grâlsritter gewesen ist, sich aber aus Schreck über die Verwundung des Gralskönigs, seines Bruders Anfortas, in die Einsamkeit nach Fonsalvage (d. h. die Quelle des Heils) als Einsiedler zurückgezogen hat, um hier seine Jugendsünden zu bereuen und durch Enthaltsamkeit wieder zur Einigkeit mit Gott zu gelangen, über das Christenthum hat belehren lassen, kommt er endlich nach Monsalvage zurück, thut hier freiwillig die Frage,

betet vor dem Grâl und fragt nach dem Befinden des kranken Königs nnd der leidenden Menschheit, und wird nun als König des Grâls anerkannt und gekrönt! —

Noch eine andere herrliche, aus demselben Sagenkreis stammende Sage von Loherangrin, dem Sohn des Parzival und seinem Nachfolger in der Herrschaft des Grâls, finden wir als Episode in dem Heldengedicht Wolframs wieder, die Sage von dem Schwanenritter. Loherangrin kommt auf einem Nachen von Schwänen gezogen nach Brabant, wo eben der Herzog des Landes gestorben ist und seine schöne Gemahlin als Regentin hinterlassen hat. Loherangrin gewinnt sofort ihre Liebe, wird auch ihr Gemahl und Herzog des Landes, jedoch unter einer Bedingung, dass sie nie fragen solle, wer und woher er sei, d. h. sie solle ihn mit selbstloser Liebe, ohne seinen Rang und seine Würde zu kennen, nur seiner Person willen, lieben. Die Herzogin hält lange ihr Wort; endlich bricht sie es doch, und sofort verschwindet Loherangrin und kehrt auf dem Nachen mit den Schwänen dahin zurück, woher er gekommen, d. h. nach Monsalvage, dem Sitz den Grâls, um diesen wieder zu behüten vor unheiliger Berührung, und seinem Berufe, Könige, Fürsten und Fürstinnen im Dienste des Grâls (des Christenthums) zu erziehen und die herrenlos gewordenen Länder damit zu versorgen, wieder zu leben. Diese wunderherrlichen Sagen, welche beide aus Frankreich stammen und schon von den provenzalischen Dichtern bearbeitet waren, also von Wolfram von Eschenbach nur frei in deutscher Sprache als epische Gedichte verarbeitet sind, sind köstliche Perlen der deutsch-christlichen Poesie und Kultur geworden und in das deutsche Volksgemüth eingedrungen, während ihre Gedanken den Franzosen durch ihre Montaigne, Voltaire, Rousseau und die Encyclopädisten des vorigen

Jahrhunderts abhanden gekommen sind. (Hinc illae lacrymae! Daher ihr Hochmuth, ihr Uebermuth und ihr Zorn über das Misslingen ihrer Universalherrschaft!) Diese Tendenz und Idee ist auch in der Hamlettragödie deutlich und klar in dem tragischen Untergange des Hauptthelden ausgesprochen. Hamlet ist geziert mit allen Eigenschaften, welche in der Welt angenehm und gross erscheinen lassen, er ist, wie Ophelia ihn nennt, der Sitte Spiegel und der Bildung Muster, aber — er denkt und zweifelt und hört damit nie auf; er kommt zu keinem festen Glauben, zu keinem Halt mit seinen souveränen Gedanken, mit seinem sittlichen Gefühle. Bei der Erfüllung seiner Hauptaufgabe kommt er nicht zur inneren Gewissheit und deshalb nicht zum Handeln. Er handelt entweder zu rasch oder gar nicht, wenigstens nicht zu rechter Zeit! er will die Welt einrichten, aber er wird selbst gerichtet, weil er selbst keinen festen Grund und Boden unter den Füssen, keinen Glauben in der Brust hat; er wird ein argwöhnischer Betrachter der Motive der Menschen, hält sie alle für Egoisten, weil er selbst, ohne es zu wissen, der grösste Egoist geworden ist. Er ist ein ebenso starrköpfiger Idealist, wie der König Claudius, die Königin, Hamlets Mutter, die Familie Polonius rein materialistische Betrachter des Lebens und des Weltlaufes sind. Deshalb gehen sie alle zusammen unter, weil der Egoismus, wenn er in souveräner Willkür und übermüthigem Trotz sich allein durchsetzen will, den Zusammenhang der Dinge durchbricht und zerstört und die sittliche Ordnung aufhebt, welche nur durch einen festen Glauben an einen höheren Willen und an gleiche Freiheitsrechte der übrigen Mitmenschen und Völker, und durch christliche Geduld und Selbstverläugnung und Aufopferung unter den Menschen aufrecht erhalten werden

kann; dadurch, dass man Gnade gegen die Menschen übt, und auf die Gnade und Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung bauet, also durch die christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung sich mit Gott und Natur, mit der Menschenwelt und sich selbst für Zeit und Ewigkeit versöhnt.

Es ist von den beiden Häuptern der klassischen und romantischen Dichterschule, Göthe und Tieck, am Abend ihres Lebens zu ihren Freunden und ihrer Umgebung die Aeusserung gethan worden, dass in Shakspeare's Hamlet ein tief verborgener Grundgedanke enthalten sei, welcher bis jetzt von den Auslegern noch nicht gefunden worden!

Was die beiden Heroen unserer Literatur mit diesem sibyllinischen Ausspruche gemeint haben, ist mir nicht bekannt geworden. Bis ich eine andere Auslegung des Hamletcharakters entdeckt habe, nehme ich an, dass meine Darlegung die von ihnen gemeinte ist. Ihre Richtigkeit finde ich durch alle Monologe und viele der Zwiegespräche Hamlets bestätigt, welche in dem Drama vorkommen und die alle diesen fortwährenden Zweifel, dieses Denken über das Wesen der Dinge dieser Welt als die Grundursache des Zwiespalts in Hamlets Seele, der vielen scheinbaren Widersprüche und Gegensätze in seinen Reden und Handlungen erkennen lassen; und vergleicht man seine satyrischen Ausbrüche über den Weltlauf, welche er unter der erborgten Maske des Wahnsinns äussert, und welche nach der Intention des Dichters die Zerrissenheit seines Innern und seinen Seelenzustand offenbaren sollen, mit der Lehre Montaigne's nach der Darstellung Emerson's, so findet man oft ganz ähnliche, ja fast wörtlich gleichklingende Wendungen und Ausdrücke, was ein Beweis für meine Annahme ist, dass Shakspeare sich und seine Zeitgenossen von der Falschheit des skep-

tischen Standpunktes, nach dem Vorgange und der Lehre Montaigne's habe frei machen und seine christlich germanische Lebensanschauung gegen dieses Gift des französischen Lebensphilosophen habe retten und in Sicherheit bringen wollen. Shakspeare ist dabei in vollkommener Uebereinstimmung mit der Lehre des Christenthums. Auch der Apostel Paulus im 14. Kapitel des Römerbriefes sagt wörtlich, wie Hamlet in dem Gespräche mit Rosenkranz und Güldenstern: „An sich ist nichts schlecht, das Denken macht es erst dazu. (Vers 14). Aber er setzt später ausdrücklich erläuternd hinzu:

V. 22. *Σὺ πίςιν, ἔχεις, κατὰ σαυτὸν ἔχε ἐνώπιον τοῦ θεοῦ! μακάριος ὁ μὴ κρίνων σαυττὸν, ἐν ῷ δοκιμάζει!*

V. 23. *Ο δὲ διακρινόμενος (λογιζόμενος) ἐὰν φάγῃ κατακέκριται; πᾶν δὲ ὀυκ εκ πίςεως ἁμαρτία ἐςὶν.* (Der Tod aber ist der Sünde Lohn und Ausgang.)

Diese Lehre hat Shakspeare in Hamlet veranschaulichen und damit das positive Christenthum gegen die Lehre Montaigne's vertheidigen wollen, was ihm auf das Schlagendste und Ueberzeugendste gelungen ist.

Was bei dem Einzelnen gilt, gilt auch bei ganzen Nationen! Auch sie werden, wenn sie Skepticismus und Kosmopolitismus in Staat und Kirche treiben, wenn sie auf den Staat die Lehre von der Volks-Souveränität d. h. der Richtigkeit des Willens der Masse, und auf die Kirche die skeptische und subjectivistische Betrachtung der Welt, nach der Lehre Montaigne's anwenden wollen, zuletzt allen sittlichen Halt verlieren, Zucht und Geduld, Glauben und Gehorsam verlernen und sich selbst zu Grunde richten, weil sie entweder zu vorschnell, oder gar nicht, oder nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte handeln, wie dies jetzt die Vorsehung und die Geschichte an Frankreich gezeigt hat. — Die neueste Geschichte der

Franzosen ist ihr Weltgericht auf dieser Erde; sie werden dafür am jüngsten Tage aber noch besonders Rechenschaft ablegen müssen. Denn es steht die Wahrheit, welche nie umgestossen werden kann, geschrieben im Kap. 14 V. 12 des Römerbriefes von Paulus: *Ἄρα οὖν ἕκαςος ἡμῶν περὶ ἑαυτοῦ δώσει λόγον τῶ θεῷ*! was den Völkern ebenso gilt, wie den Königen und Fürsten, und jedem einzelnen Menschen auf dieser Erde. Ohne diesen Glauben wird kein Staat ewige Dauer haben. Denn das Buhlen und Fraternisiren avec tout le monde d. h. mit der grossen, die Unterschiede der Begabungen und Intelligenzen in der Menschheit ganz ignorirenden Menge, bei allen Nationen (Kosmopolitismus), und das fortwährende Bekritteln, und Vernünfteln an den Glaubens- uud Sittenlehren der christlichen Kirche, und deren Missbrauch zur Politik und zu Universalherrschaftsgelüsten führt eben zuletzt stets den Untergang eines solchen Volkes herbei. *πᾶν δὲ οὐκ ἐκ πίςεως, ἁμαρτία ἐςίν*! was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde; und der Tod ist der Sünde Lohn und Ausgang!

Was hier den Franzosen gesagt ist, gilt leider auch vielen grossen Männern der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit; z. B. unserem grossen Literarhistoriker und Shakspeare-Kommentator Gervinus, dem geistreichen und dichterischen Lebens- und Weltphilosophen Emerson in Amerika, dem berühmten Engländer Carlyle (vergl. sein Buch über Helden und Heldenverehrung,) und selbst unserm grössten Dichter und Schriftsteller Göthe. Sie alle sind keine positive Christen, und haben mit ihren der grossen Menge gefallenden Aussprüchen z. B. Gervinus mit seiner innern Stimme (siehe das Buch von Gervinus über Shakspeare) welche, wie es scheint, dem Dämon bei „Sokrates“ nachgebildet ist; Emerson mit seinem allge-

meinen Weltgedanken und Weltgeist und seinem Glauben an eine allgemeine vorhandene sittliche Weltordnung, welche sich immer von selbst wieder durchsetzt; (aber man möchte fragen: wann und wie, wenn keine Kirche von Rom, oder Genf, oder England, oder Boston die Menschen belehrt und weiter leitet); vergl. Emerson über Montaigne, am Schluss der Abhandlung, wo er über die Männer des Glaubens spricht, welche sich zuletzt von dem menschlichen Verstande als besiegt erklären müssten; Göthe mit seinem promethëischen Thatendrang und seiner gemeinnützigen Wirksamkeit, oder mit seiner ruhigen, ästhetischen Fortentwickelung des Menschen, der Menschheit unendlich grossen sittlichen Schaden auf dieser Welt angerichtet. Diese Redensarten von einem Gott, der die Welt im Innern und nicht von Aussen bewegt, (Siehe Göthe im Faust) dieses Weltwesen, welches sich von Ewigkeit zu Ewigkeit in Raum und Zeit ausdehnt und eigentlich nur von den Philosophen gekannt wird, welche am tiefsten spekuliren, während wir anderen Menschenkinder leer dabei ausgehen (Spinoza); dieser Weltgeist, welcher ein guter Schwimmer in dem brausenden Ocean des Lebens von Emerson genannt wird, und den Herrschern der Erde, selbst wenn sie Jahrhunderte lang die Welt betrügen, endlich doch ein Schnippchen schlägt (vergl. den Schluss der Abhandlung Emersons über Montaigne, wo den Menschen der Rath gegeben wird, sie sollen nicht selbständig wirken wollen, sondern nur auf sich wirken lassen, während doch der Verfasser kurz vorher räth, man solle sich nicht davon abbringen lassen, dasjenige ferner andächtig zu verehren, was man zu verehren gewohnt sei; was doch nichts anders heissen kann als: man solle an etwas Bestimmtes glauben und danach selbstthätig handeln! Alles dieses rein theistische oder pantheistische Gerede, ohne

einen bestimmten Christenglauben, nützt den Menschen im Unglück, bei der Lösung eines sittlichen Konflikts und bei einer praktischen Lebensaufgabe zu gar nichts, und bringt sie bei Zweifeln im Innern um keinen Schritt vorwärts. Man frage sich nur selbst und seine eignen innern und äussern Lebenserfahrungen, man frage die Eheleute, Familienväter und Mütter, Vorgesetzte und Untergebene, welche mit tausend Missverständnissen, grobem und feinem Verrath und Undank gekämpft und dabei gelitten haben, ob sie ohne einen allgegenwärtigen Gott ausgekommen sind, oder nicht vielmehr dieser Christen-Gott ihr einziger Helfer und Tröster in der Herzensnoth geworden ist. Diese pantheistische Welt- und Gottesanschauung kann einzelnen tiefen Denkern und Kraftgenies, welche nebenbei auch in angenehmen und ruhigen Vermögensverhältnissen leben, oder auf ihrer Studirstube ein einsames Dasein führen, genügend erscheinen, — dem grössten Theil der Menschheit gewährt sie keinen Trost und keine Befriedigung, sie kann also nicht die wahre Religion sein. Es geht mit diesen Philosophen und Kraftgenies in Dingen der Religion gerade so, wie in der Gellertschen Fabel mit den gemüthlichen Politikern, welche bei einem Pfeifchen Knaster oder beim Weinglase sich darüber unterhalten, wie hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen! — In Fällen des Zweifels steht der Verstand stille und fühlt seine Ohnmacht, aber zugleich auch die Nähe eines Wesens, welches alle Zweifel lösen und alle Unruhe und allen Schmerz stillen kann. Der Mensch fühlt dann, dass er zwar mit seinen Leiden und Schmerzen ein integrirender Theil der Mutter Natur ist, dass er mit seiner ganzen geistigen und leiblichen Existenz mit dieser Mutter Natur wie durch eine Nabelschnur verbunden ist, und nicht anders denken und fühlen kann

als er nach seiner Abstammung, nach seiner Familie, nach seiner Nationalität, nach seiner Eigenschaft, als Geschöpf der Erde, denken und fühlen muss; er fühlt aber auch, dass das Wesen, welches diese Natur d. h. diese Welt erschaffen und dieselbe in allen ihren Gliedern und Theilen verschieden ausgestattet hat, die mit Vernunft beseelten Geschöpfe nach einem gewissen, ihnen unbekannten Ziele der Vervollkommnung weiter leiten will, und dass diese Leitung des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit, durch Erziehung, Lehre und Beispiel in Familie, Kirche und Staat erfolgen soll; dass ihm der Wille dieses grossen, unsichtbaren Wesens, welches über der Natur steht, nur durch sichtbare Zeichen und durch das Wort und die Schrift der Kirche und durch die natürlichen Ordnungen im Familien- und Staats-Organismus offenbart werden kann, weil er in seiner Vereinzelung zu schwach dazu ist, den Willen Gottes, des Vaters und der Mutter Natur, welche unter seiner Leitung steht, zu begreifen. — Er weiss es und fühlt es, dass er hier nur dem Geiste gleicht, welchen er begreift, dass aber die geistige Urkraft eine andere grössere ist, als diejenige, welche er als ein kleiner Theil der Natur zugetheilt erhalten hat. Dieses Gefühl lässt ihn die Einheit in dem Weltplan Gottes, ebenso wie die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der erschaffenen Dinge ahnen, und deshalb ist jeder Mensch an sich geneigt, sich einer positiven Religion in einer Kirche und einem Staate anzuschliessen und nach deren Gesetzen und Ordnungen sein Denken und Fühlen einzurichten. — Der blosse Verstand lässt ihn in Dingen der Religion im Stiche; er erkennt sich als unbedingt abhängig von Gott und Natur und giebt sich mit seinen religiösen und sittlichen Neigungen denjenigen irdischen Einrichtungen und Ordnungen hin,

in welchen jene Gefühle allein eine Befriedigung, einen festen Halt, eine sichtbare Form gewinnen können, d. h. er dient mit Leib und Seele einem nationalen Staate und einem positiven Glaubensbekenntniss in einer bestehenden Kirche, d. h. den irdischen Ordnungen, welche seine leiblichen und geistlichen Bedürfnisse auf diesem irdischen Schauplatz seines Lebens in der Gemeinschaft mit seinen Mitgeschöpfen allein zu befriedigen geeignet sind. — So denkt und fühlt der gläubige Christ, als vernünftig sittliches Weltwesen; jene grossen Denker und Geister wollen sich aber selbst erheben und einen Sonderstandpunkt einnehmen; sie fühlen in sich die Kraft, ohne Lehre und Beispiel durchzukommen und ihr Leben und Handeln ohne eine fremde Richtschnur zu gestalten. Sie glauben deshalb wohl an den Namen und Schall, oder an den Begriff einer Gottheit, aber nicht an den lebendigen Gott, zwischen welchem und den einzelnen Menschen, ebenso wie mit der ganzen Menschheit, Christus ein inniges persönliches Verhältniss durch seine Lehre und Beispiel hergestellt, und dadurch die wahrste und vernünftigste Heilslehre für alle Menschen, auch für die grössten Geister gegeben hat. Sie wollen sich von der grossen Menge absondern und vom Staat und Kirche emanzipiren, weil sie mit ihrer Intelligenz, die sie sich doch nicht selbst gegeben haben, eine bessere Rolle (als sogenannte Ritter vom Geist) auf dieser Erde zu spielen gedenken. Die Christenlehre aber und die christliche Kirche wird ohne ihren Beistand stehen bleiben und die Trösterin und Lehrerin der Menschen sein und bleiben durch ihre innere Kraft und Herrlichkeit. Freilich wird sie sich mit einem vernünftigen Kultus der Natur, unserer gemeinsamen Mutter, durch welche wir die Befehle unseres unsichtbaren Vaters, ausser dem Wort und der Schrift der Kirche, nach

aufgeklärtern protestantischen Begriffen wenigstens, erhalten, zu verbinden und die Resultate der profanen Geschichte der Menschheit und der Naturforschung, der Kultur und Kunstgeschichte, der Philosophie und der Wissenschaft, auch mit den neuesten Erfindungen und Entdeckungeu im Bereiche der Natur und des Geistes zu durchdringen und zu bereichern, und dann ihre national gestalteten Dogmen, Gebräuche und Symbole, Kultuseinrichtungen und Ordnungen, ihre Verfassung und Verwaltung immer nach der Vereinbarung zwischen den besten Mitgliedern und den Kirchenhäuptern festzustellen haben. Jemehr sie dieses thut und das wahre Bedürfniss trifft, desto grösser wird die Zahl der Gläubigen sein, und desto mehr die Zahl der Ungläubigen, die den Geistlichen auf der Kanzel jetzt so oft mit Kopfschütteln und pfiffigem Gesichte ansehen oder gar nicht in der Kirche erscheinen, sich verringern. Nur müssen auch die Lehrer und Diener der Kirche das festhalten, dass sie durch Lehre und Beispiel und durch Ueberzeugung und innere Begeisterung den Glauben an Gott, unsern Vater und die Liebe zu unserer Mutter Natur lebendig zu erhalten, nicht aber die absolute Herrschaft des Wortes und der Schrift, ohne den Geist, von der Kanzel zu verkündigen berufen sind.

Jener reine Theismus oder Pantheismus, mit welchem Göthe und Gervinus, Carlyle und Emerson die Menschen erleuchten wollen, den man die moderne Weltanschauung genannt hat, und welcher an die Stelle des positiven Christenthums getreten sein soll (vergl. Deffner, Rektor und Prof. zu Ludwigsburg, Vorträge über Philosophie für gebildete Laien, Stuttgart bei Metzler 1851) ist gar nichts weiter, als was auch die Türken und Araber, Chinesen und Indier der Jetztzeit glauben. Es ist der alte Versuch

Adams, Gott und Welt in ihrem Ursein denken, oder eine Formel, einen Ausdruck und Begriff für jenes Wesen finden zu können, welches stets unerforschlich, unausdenkbar und unerklärbar bleibt und bleiben wird. Der menschliche Intellekt kann zwar das Wesen der Vereinigung zwischen Idealität und Realität, zwischen Geist und Natur eine Zeitlang in seinem Denkspiegel fixiren; aber dann entschlüpft ihm dieser Proteus wieder, und das Bild, welches sich der menschliche Geist von Gott und Welt und von sich selbst gemacht hat, wird durch neue Bilder verdrängt. Es bleibt daher nichts Andres übrig, als dass sich die Menschen einen Glaubensinhalt in einer positiven Religion und einem positiven Glaubensbekenntniss schaffen, und ihre irdischen Verhältnisse durch Verfassung und Gesetzgebung im Staate ordnen und daran solange wie möglich festhalten im Glauben, bis der allgemeine, sich unwiderstehlich aufdrängende Denkprozess und der allgemeine und immer weiter sich in der Idee der Einheit Gottes und in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen am Körper der Natur vollziehende Weltbildungsprozess sie zwingt, ihren Denkspiegel anders zu drehen, d. h. ihren Staatsinhalt, Verfassung und Gesetz, und ihren Glaubensinhalt im Symbol der Kirche zu verändern. In dem Grade, wie ihre Vernunftthätigkeit weiter fortschreitet, wird sich allerdings von Zeit zu Zeit ihr positiver Glaubensinhalt verändern. Um aber Ruhepunkte im Leben zu gewinnen und ruhig vorwärts und rückwärts zu schauen und danach ihr Wollen und Handeln zu bestimmen, müssen sie nicht immerfort an dem gewonnenen Standpunkt mit ihrem beschränkten Intellekt rütteln und schütteln, sondern sich bescheiden, dass die Schöpfungskraft von Gott und Natur ihnen von selbst, durch unmittelbare Offenbarung in ihrem Innern, die neuen

Bahnen zur Erreichung des Zieles ihrer Vervollkommnung anweisen wird. So werden sie vor dem Fehler, zwischen Uebereilung und Versäumniss hin und her zu schwanken, sich bewahren und durch Denken zum Glauben und Erkennen, von diesem zum Wollen und Handeln, in voller Einheit mit Gott und Welt und mit sich selbst gelangen. Dies Verhalten erspart ihnen allein den Zweifel und die Reue und alle die Seelenqualen, welche damit verbunden sind.

Wenn in der oben angegebenen Schrift von Deffner den gläubigen Christen der Vorwurf gemacht wird, es sei ihnen mit ihrem Glauben nur um ihre liebe Person, nicht um Gott zu thun, so ist das eine grundfalsche Verläumdung. — Allerdings ist es dem Christen darum zu thun, seine Persönlichkeit, seine sittliche Selbstständigkeit allen anderen Naturwesen gegenüber, auch der irdischen Staats- und Kirchengewalt gegenüber zu retten, nicht aber Gott und Natur gegenüber, welchen sich der Christ mit voller Hingebung und Liebe weihen und mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit in ihrem Willen, in ihrer Urkraft und ihrem Ursein völlig aufgehen will, ohne an seiner Realität, als Einzelwesen, als Theil des Körpers der Mutter Natur, des Universums, etwas einzubüssen. — Statt dessen redet sich der Pantheist, um sein Sündenbewusstsein, seine moralische Verantwortlichkeit los zu werden, ein, er sei ein Theil des Weltwesens und habe sich nur in die Idee, in die Einheit mit dem allein wirklich und wahrhaft existirenden Weltwesen hineinzudenken, und in der Idee der Nothwendigkeit und des Zusammenhanges alles Geschehenen seine Ruhe und seine Befriedigung zu finden. Diese Versenkung in die Idee oder in den Begriff der Gottheit, welche einzelnen Universalgenies genügen mag, lässt aber Gott dem Menschen kalt und ohne

Liebe und Theilnahme für das Einzelwesen erscheinen; Gott und Natur und jedes Einzelwesen werden nicht von jenem gegenseitigen magnetischen Gefühl der Liebe bewegt, welche nur eine lebendige Persönlichkeit gegen die andere fühlen kann. Das Gefühl der Liebe kann nur zwischen Personen stattfinden und eine völlige Vereinigung ihres Wesens herbeiführen; das Denken einer Idee, einer Nothwendigkeit, eines einzigen wahren und wirklich vorhandenen Weltwesens, an welches wir mit Nothwendigkeit, ohne alle freie selbstständige Bewegung angekettet sind, sowie Gott selbst an das All, das Universum von Ewigkeit zu Ewigkeit eingeschnürt ist, kann dies nicht zu Stande bringen. Der Christ braucht daher die tiefen Denker und Philosophen, z. B. den Juden Spinoza und seine Verehrer, um ihre Todtenruhe, welche sie in ihrer Versenkung in die reine Idee finden, nicht zu beneiden, und findet reichen Ersatz im Gefühl seiner Einheit mit Gott und Natur, durch Christus und seine trostbringende Botschaft und Offenbarung, wenn er ihr gläubig sein Herz öffnet.

Was besonders Spinoza, das Vorbild der Helden der modernen Weltanschauung, betrifft, so genügt es aus dem bereits angeführten Werke von Guizot: Méditations sur la religion chrétienne (troisième édition: Le christianisme et la science) pag. 132—133 die Schlussstelle hier anzuführen. Es heisst dort: „Niemand kann wohl ein grösserer Bewunderer und Verehrer der Wissenschaft sein „als ich; sie ist eine der Lebensaufgaben und Vorzüge „des Menschen; aber sie hat keinen Platz und keine Anwendbarkeit in den Beziehungen des Menschen zu Gott, „und bei der Einwirkung Gottes auf den Menschen. Gott „ist kein grosser Professor, welcher dem Menschen wissenschaftliche Wahrheiten enthüllt, um ihm das edle

„Vergnügen zu bereiten, über dieselben nachzudenken „und sie weiter zu verbreiten. Dieses Geschäft der Forschung und Untersuchung hat er der menschlichen Geistesarbeit überlassen; das Geschäft Gottes ist ein rein „praktisches; was der Mensch, jeder Mensch braucht „und wonach er dürstet, was die ganze Menschheit von „Gott verlangt, die einfachsten, wie die weisesten unter „den Menschen, das ist das Licht der religiösen und sittlichen Wahrheiten, welche ihre Seele und ihr Leben „ordnen und über ihr Loos in der Ewigkeit entscheiden „sollen. Mit der ganzen Menschheit steht Gott in persönlichem Verhältniss und Verkehr; an alle Menschen, „ohne Ausnahme, wendet sich die heilige Schrift, um sie „zu retten und zu erlösen dadurch, dass dieselben innerlich von Neuem wiedergeboren werden."

Ein berühmter Philosoph, ein grosser und aufrichtig gesinnter Geist, aber ein solcher, welcher unter den grossen verirrten Rittern des menschlichen Verstandes am meisten abgeirrt ist vom wahren Wege, Spinoza, hat anders hierüber gedacht. Nach seiner Lehre ist es weit gefehlt, anzunehmen, dass alle Seelen berufen seien, mit derselben Vollkommenheit und Vollständigkeit ein ewiges Leben zu geniessen! — Was nach dem Tode von uns übrig bleibt, das ist die Vernunft, das sind die der Gottheit entsprechenden Ideen; alles Andre gehet unter! Die Seelen, welche die Vernunft beherrscht und regiert, die philosophischen Seelen, welche in diesem Leben in Gott leben, sind also allein berechtigt, ruhig und sicher dem Tode entgegen zu sehen. Das, was ihnen der Tod nimmt ist ja von keinem Werth für sie. Aber jene schwachen und verdunkelten Seelen, in welchen die Vernunft kaum einen kleinen Lichtschein wirft, jene Seelen, welche gewissermassen aus leeren Bildern und aus Leidenschaften

zusammengesetzt sind, diese gehen fast ganz unter, und der Tod, anstatt für sie ein gewöhnliches Ereigniss zu sein, trifft sie bis an die Wurzel ihres Daseins. Dagegen braucht die Seele des Weisen fast garnicht in Unruhe darüber zu sein, denn indem sie, in Folge einer Art von Ewigkeit an vorhanden gewesener Nothwendigkeit, das Bewusstsein ihrer selbst und Gottes und aller Dinge besitzt, kann sie niemals aufhören zu sein, und die wahre Ruhe und den Frieden der Seele besitzt sie ja jetzt, wie künftig, immerfort. Guizot schliesst diese aus Spinoza's Werken, übersetzt von Emile Saisset, tom. III. p. 291 gezogenen Stellen mit der Bemerkung:

Ich kenne keine sonderbarere Verirrung des menschlichen Hochmuths in seiner Denkkraft; und ungeachtet des Beifalls, mit welchem heut zu Tage ausgezeichnete Männer den Namen Spinoza's feiern, fällt es mir nicht ein, daran zu glauben, dass in einer Zeit, welche allen Privilegien den Krieg erklärt, die Philosophen Aussicht haben sollten, dass ihnen allein die Unsterblichkeit zuerkannt würde! — Guizot hat vollkommen Recht!

Der weiseste und grösste Mensch ist dennoch ein unendlich kleiner Theil der Schöpfung, ein Sonnenstäubchen in dem Weltall, und bildet sich vergebens ein, mit seiner Vernunft und seinen Gedanken irgend wie und wo das Urwesen, das Ursein, die Urkraft Gottes zu erreichen und ihm gleich zu denken und zu sein. Das kann er nicht; er kann nur an ihn glauben, sich ihn als eine Person d. h. als eine über allen Beschränktheiten, über Raum und Zeit erhabene Person vorstellen, und sich in Liebe an dieses unsichtbare, geistige, aber doch persönliche Wesen anschliessen; ebenso kann er sich an die allliebende Mutter Natur, als an die von Gott geschaffene weibliche Weltseele, an das sich ewig in Raum und Zeit

weiter zur Vollkommenheit entwickelnde göttliche Universum (natura), in völlig schrankenloser Liebe hingeben und auf ihren Willen hören und diesen Willen endlich mit dem Willen Gottes, des Allvaters, mittelst seiner prüfenden Vernunft zu vereinigen streben! Aber das Grundwesen beider auszudenken und zu ergründen, darf ihm niemals einfallen; vielmehr hat er sich dabei lediglich den Führern der gesammten vernünftigen Menschheit, dem Staate in irdischen, der Kirche in geistlichen Dingen, anzuvertrauen, um, wo ihn seine eigne Ansicht im Stiche lässt, in vorkommenden Zweifelsfällen einen sichern Anhalt, eine Gewissheit zu erlangen, soweit er sie, als beschränktes irdisches Wesen hier erlangen kann und soll. Dies macht grade die Seligkeit des Christen, im Gegensatze des Philosophen, des Denkers und Zweiflers über Gott und Natur, aus. Dieser Letztere kommt, wenn er nicht, wie ein Spinoza, sich ruhig in seine Studirstube einschliesst und mit Gläserschleifen, in einförmiger Ruhe, sein Leben dahinbringt, sondern ein thätiges Leben mit den Mitmenschen führen will, in tausend sittliche Konflikte und in Zweifel über seine Pflichten, die er im einzelnen Falle zu erfüllen hat. Das Denken allein hilft ihm nicht aus der Klemme; ein lebendiger Glaube an einen lebendigen Gott aber, wie ihn das positive Christenthum lehrt, und die Heilslehre und der Rath einer bestimmten Kirche, welcher er sich angeschlossen hat und welcher er sich mit vollem Glauben anvertraut, können ihn zur That leiten und vor Reue bewahren. Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einmal auf Shakspeare's Hamlet zurückzukommen. —

Hamlet schwankt, obwohl er im Sinne der grossen Menge, ja selbst in den Augen der feinsten Welt, deren Repräsentantin die schöne Ophelia ist, als der Sitte Spie-

gel, der Bildung Muster, das Merkmal der Betrachter gilt, in Bezug auf seinen eignen Seelenzustand, seine Welt- und Lebensbetrachtung, hin und her. Er ist einmal Atheist, einmal idealistischer Pantheist und Schwärmer, und einmal nimmt er einen Anlauf zum Glauben an die einfache, allein seligmachende befriedigende Christuslehre. Im Allgemeinen ist in der Hamlettragödie der König Claudius der Repräsentant des reinen Egoismus, Atheismus, Materialismus (das Endliche ist und ebenso sind nur Wir!). Der Repräsentant der idealen Schwärmerei, des Pantheismus, Moralismus, ist Hamlet (nur Gott ist wahrhaft da, und wirklich; das Endliche ist blos Phänomen, Schein, Symbol, Gleichniss!).

Die dritte Gottes- und Weltanschauung, die christliche, (Gott ist und wir sind auch!) ist diejenige Shakspeare's, welche er aber im Drama nicht ausspricht, sondern nur in der Katastrophe, in der die Hauptpersonen des Stücks, welche den zwei ersten Anschauungsweisen angehören und danach handeln, alle untergehen, durchscheinen und als die wahre, richtige siegen lässt. Dass diese Auslegung des Dramas gerechtfertigt ist, will ich hier nochmals an den beiden Hauptpersonen des Stückes erläutern. Beide führen gelegentlich ganz christlich gläubige Worte im Munde, sie sprechen von Himmel und Hölle, aber nur, wenn es ihren Zwecken dient, d. h. bei dem König Claudius, dem Mann der rücksichtslosen Thatkraft, dem materiellen Erfolge; bei Hamlet dem von ihm fortwährend genährten Vorsatze der Blutrache für seinen Vater, welchen Gedanken er als reiner Gemüths- oder Naturmensch, idealer Moralist, immerfort nachhängt. Bei beiden ist keine Spur von christlich frommer Ergebung und Geduld, Erbarmen, Selbstaufopferung für Andre, Selbstüberwindung und Selbstverläugnung zu ent-

decken, ausser im letzten Akte, wo bei Hamlet der Glaube und die Liebe wieder in's Herz zurückkehren und das Leben als eine blosse Reise in das Jenseits, als eine Prüfung und Uebung in den christlichen Tugenden, in Gottesfurcht und Menschenliebe erscheinen lassen. Alle dienen nur sich, ihrem Vortheile, ihrer Ehre, dem äusseren Schein, der Wollust, dem Ehrgeiz, der Rache.

Als der König Claudius sich durch die Aufführung des von Hamlet arrangirten Schauspiels entlarvt sieht, will er sich in seiner Gewissensangst, in welcher er dem Todesstreich durch Hamlet entgegensieht, durch Gebet retten, und sinkt in seinem Palast auf die Kniee; aber er kann nicht beten und fühlt: der Sinn hat keine Schwingen; Wort, ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen! Sein Sinn klebt an der Erde fest und er erhebt sich mit der Hoffnung, es werde sich vielleicht noch Alles zum Guten wenden, wenn er nur kluge Maassregeln träfe. In dem IV. Aufzuge 7. Scene, sagt er zu Laërtes, als er ihn zum Meuchelmorde Hamlets dingt:

„Was man will thun
„Das soll man, wenn man will;
„Denn dies „will" ändert sich
„Und hat so mancherlei Verzug und Schwächung
„Als es nur Zungen, Hände, Fälle giebt.
„Dann ist dies „Soll" ein prasserischer Seufzer
„Der „lindernd" schadet!"

Dies ist der Standpunkt des hartgesottenen, weltklugen, aber thatkräftigen und stets entschlossenen Sünders, des reinen materialistischen, nur an sich selbst und seinen Vortheil glaubenden, mit allen Menschen nach Gelegenheit und ohne alle religiösen Gründe buhlenden Verräthers und Kosmopoliten. Ganz ähnlich und doch ganz anders erscheint Hamlet, der Skeptiker, der pietät-

volle und rechtschaffene Idealist! Er will, nachdem ihm der Geist seines Vaters erschienen ist, und ihm die ganze Furchtbarkeit des Verbrechens seines Oheims und vielleicht auch seiner mitschuldigen Mutter enthüllt hat, beim ersten Ausbruch der Verzweiflung zuerst „beten gehen“; aber weil er keinen lebendigen Glauben mehr an die Gerechtigkeit Gottes hat, beschliesst er, die süsse Religion selbst zum Wortgepränge machend (siehe seine eignen Worte im III. Aufzuge, 4. Scene) statt sich als Christ durch frommes Gebet zu der ihm als Pflicht auferlegten That der Tödtung des Königs zu stärken und sie rasch auf eigne Verantwortung vor Gottes Angesicht auszuführen, wozu er die Energie und Thatkraft und das volle Recht besitzt, in dem Augenblick, wo ihm die Vorsehung die Gelegenheit zur Strafe an die Hand giebt: den Verbrecher zu schonen! nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern aus dem unchristlichen Motive, weil er, trotz der erlangten sinnlichen Wahrnehmung und Ueberzeugung von der Schuld des Königs ihm nicht den Vortheil gewähren will, durch das Gebet vorbereitet in den Tod zu gehen! In seiner ersten Verzweiflung nach der Zusammenkunft mit dem Gespenste seines Vaters will er sich selbst das Leben nehmen; er denkt dann aber doch, dass, wenn es einen gerechten Gott und Weltregierer gebe, Gott dies ihm übel anrechnen könne, und unterlässt es deshalb! Er sagt zu Polonius, der ihn aushorcheu will: Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren liesse, „bis auf mein Leben, bis auf mein Leben“. Also auf das liebe Leben kommt es bei diesen Skeptikern und neutralen Erdensöhnen hinaus: d. h. auf Essen und Trinken, und Denken und immer wieder Denken; „Ohne Ruh, ohne Rast, drehe sich Jeder um die eigne Last“, wie uns Göthe sagt, der auch zu diesen Philosophen gehört hat!

Hamlet spricht gegen seine Mutter von Himmel und Hölle, um ihr das Gewissen zu schärfen, und ermahnt sie, nicht eine Schmeichelsalbe auf ihre Seele zu legen, sondern vor dem Himmel zu beichten und zu bereuen, was geschehen; sich die Busse dafür dadurch aufzulegen, dass sie sich künftig jeder Berührung mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Mörder ihres früheren so geliebten Gatten, enthalte. Alle diese und noch manche andre, wie christliche Gläubigkeit klingende Worte sind aber auch bei ihm, dem Denker, dem nur rechtschaffen fühlenden und handelnwollenden, aber nicht mehr könnenden, weil nicht glaubenden Manne, blosse Redensarten! Gleich nach der Ermahnung an seine Mutter und noch im Gespräche mit ihr über die vom Könige beschlossene Reise nach England, bricht er in Wuth aus über die mit ihm beabsichtigte Schurkerei, nennt seine Jugendfreunde Nattern, denen er nicht traue, und fügt hinzu: (schon in der bei ihm feststehenden Absicht, sie dem Tode Preis zu geben, welchem sie ihn in England überliefern sollen)

„Sei es drum! Der Spass ist, wenn mit seinem eignen Pulver
„Der Feuerwerker auffliegt, und mich trägt die Rechnung,
„Wenn ich nicht eine Klafter tiefer
„Als ihre Minen grab' und sprenge sie
„Bis an den Mond! O, es ist gar zu schön,
„Wenn so zwei Listen sich entgegengehn!" —

Endlich, im V. Aufzuge 2. Scene, als die Todesahnung über ihn kommt, kehrt der Glaube an Gott bei ihm zurück. Er sagt, gefasst zum Sterben: „Ich trotze allen Vorbedeutungen; es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings!"

Auch die christliche Menschenliebe kehrt nun wieder

in sein Herz ein. Er sagt zu Laërtes beim Beginn des verhängnissvollen Fechtspieles:

„Gewährt Verzeihung Herr, ich that Euch Unrecht,
„Allein verzeiht, um Eurer Ehre willen."

Und nunmehr erklärt er öffentlich vor Zeugen, und indem er den Zweikampf annimmt, dennoch freiwillig, er habe ihn nicht böswillig und vorsätzlich kränken wollen, sondern er habe es in seinem Trübsinn, in seinem Wahnsinn d. h. in seinem von der wahren, richtigen und christlichen Welt- und Lebensanschauung abgeirrten und durch Irrthum und Verzweiflung über Gott und Welt und sich selbst getrübten Gemüths- und Geisteszustande gethan! Dennoch stirbt Hamlet nach der eingetretenen furchtbaren Katastrophe des Stückes mit den Worten: „Der Rest ist Schweigen!" Und sein Freund Horatio, der rechtschaffene, ehrliche Christ antwortet darauf:

„Da bricht ein edles Herz! Gute Nacht, mein Fürst,
„Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!

Und der tapfere, einfache Krieger Fortinbras, welcher nun von Rechtswegen vom Throne Dänemarks Besitz nimmt, weil er alte Rechte an das Reich hat, und welcher eben von Polen heimkehrt, wo er mit Gott für sein Vaterland, seine fürstlichen Rechte und Pflichten gekämpft hat, während Hamlet in seiner skeptischen Lebensauffassung wähnte, es handle sich bei dem Zuge nach Polen nur um Ehre und: „Grosssein heisse hier auf Erden, sich nur bei Grossem regen und wo Ehre auf dem Spiel ist," hält ihm den Nachruf: „Lasst vier Hauptleute Hamlet auf die Bühne „gleich einem Krieger" tragen; denn er hätte,

„Wenn er hinan gelangt, unfehlbar sich
„Höchst königlich bewährt! Und bei dem Zug
„Lasst Feldmusik und alle Kriegsgebräuche

„Laut für ihn sprechen! —

Man merke wohl auf diese Worte des Fortinbras „had he been put on“. Sie bedeuten nicht nur, „wenn Hamlet auf den Thron gelangt wäre“; sie enthalten auch eine Metapher, eine geistige Bedeutung; sie sollen sagen, dass wenn Hamlet zur rechten Zeit, im Glauben an seine Pflicht und auf seine Verantwortnng vor Gott hin, die ihm obliegende That, die Tödtung des Königs, ausgeführt und nicht diesen Krebs noch länger an seinem Fleisch hätte nagen lassen, er selbst und alle übrigen minderschuldigen Personen, welche er mit sich in seinen Untergang hineingezogen hat, hätten gerettet werden können. — Er hätte dann nicht im Augenblick des Todes zu sagen brauchen: „Doch prophezeih ich, die Erwählung fällt „auf Fortinbras; er hat mein sterbend Wort! Das sag' „ihm sammt den Fügungen des Zufalls, die es dahin „gebracht! Der Rest ist Schweigen!!

Dass Hamlet noch in diesem Augenblick von Fügungen des Zufalls spricht, und doch kurz vorher seinen Freund Horatio, der ihn nicht überleben und sich ebenfalls dem Tode weihen will, auffordert, sich noch einige Zeit von der Seligkeit zurückzuhalten und ihn bei der Mitwelt zu rechtfertigen, zeichnet vollständig den hin- und herschwankenden Zustand Hamlets zwischen Glauben und Unglauben an eine Ewigkeit und persönliche Fortdauer nach dem Leben. Hamlet glaubt in dem einen Augenblick an Himmel und Hölle, an eine allgegenwärtige Vorsehung, und preist die süsse Religion; im nächsten Augenblick folgt er nur seinen blutigen Rachegedanken und hält Alles, was geschieht, für Zufall und Menschenwerk. Er behauptet, Ophelien geliebt zu haben mit einer Liebe, die die Liebe von 40,000 Brüdern aufgewogen habe; aber er verstösst sie doch, weil er nicht an ihre

uneigennützige aufopfernde Liebe glaubt. Er hofft auf eine ewige Seligkeit in dem einen Augenblick; aber gleich darauf sagt er mit brechendem Auge: „Der Rest ist Schweigen.“

Wer hiernach noch zweifeln kann, dass Sheakspeare uns im Hamlet mit unnachahmlicher Kunst und Wahrheit den unseligen Zustand des Zweiflers, des Philosophen, welcher nicht zum Glauben kommen kann, hat schildern wollen, und wer hierin nicht gerade den Schlüssel zur ganzen Tragödie, zu allen vermeintlichen Gegensätzen und Widersprüchen im Charakter Hamlets und in dem ganzen Stücke, welches so grossartig gedacht und ausgeführt ist, finden kann, dem ist auch das Verständniss für Sheakspeare's christlichen Glauben an einen allgegenwärtigen persönlichen Gott und Regierer der Welt noch nicht aufgegangen, und es wird ihm auch nicht aufgehen.

Es erübrigt für mich noch zum Schluss, der von unseren neueren Dichtern und Schriftstellern germanischer Race in ihren Schriften und Geisteswerken offen oder versteckt ausgesprochenen, nicht auf das positive Christenthum gegründeten religiösen und sittlichen Ansichten mit einigen Worten zu gedenken. Ich halte diese pantheistischen Herzensergiessungen von Gervinus, Carlyle, Emerson mit ihrer Heroenabgötterei, (bei welcher man an den Götheschen Aufsatz, welcher die Aufmerksamkeit seines späteren fürstlichen Mäcen, Herzog Karl August von Weimar auf ihn lenkte, „Götter, Helden und Wielandt“, unwillkürlich denkt,) für ein grosses Unrecht an ihrer Nation und an der ganzen Menschheit. Wenn sie es nicht selbst zum Glauben an einen allgegenwärtigen Gott bringen können, sondern nur zum Gottheitsbegriff, zu einem Weltgedanken, einer sittlichen Weltordnung, ohne dass sie sagen, an welche Hauptsätze sie denn eigentlich für sich

selbst festzuhalten gewillt sind, so sollten sie diese Lebensweisheit für sich behalten und sie nicht der Menschheit als die wahre Aufklärung anpreisen, wenn sie nicht mit den skeptischen Philosophen, wie Montaigne und Consorten, deren Lebensweisheit Sheakspeare im Hamlet widerlegt hat, in eine Kategorie gebracht sein wollen. Der Schriftsteller und der öffentliche Volksredner hat auch im Punkte der Religion in einem christlichen Staate die Pflicht, keine unchristliche Welt- und Lebensanschauungen zu verbreiten. Es kann nicht die Freiheit der Meinungsäusserung in der Presse und auf der Volksrednerbühne (etwas Anderes ist es mit dem Katheder auf der Universität) so weit gehen, dass das Wesen und der Kern des Christenthums, der Glaube an einen persönlichen Gott geradezu negirt und durch allerhand theistische und pantheistische Redefloskeln ersetzt werde. Leider gehört auch unser grosser Göthe in diese Klasse; denn wenn er uns Deutschen auch unzweifelhaft aus den Banden des Aberglaubens und Köhlerglaubens, aus allerhand conventionellen Formeln, Traditionen und Philisterkram erlöset hat, so hat er uns doch zu sehr schlechten Christen gemacht durch seine Kirchenverachtung, welche er so offen an den Tag gelegt hat, nicht nur in manchen seiner Gedichte [z. B. in dem übelberüchtigten Gedichte, in welchem er den Grund angiebt, warum die Störche gern über dem Kirchdache ihr Nest bauen, oder in dem Gedichtchen, welches „vor Gericht“ überschrieben ist. (Von wem ich es habe, das sag' ich Euch nicht; das Kind in meinem Leib, es ist mein Kind und bleibt mein Kind, Ihr gebt mir ja nichts dazu! Herr Pfarrer und Herr Amtmann, Ihr, ich bitte, lasst mich in Ruh.) Das öffentliche Beispiel und sittliche Aergerniss ist ja für den alten Sünder Göthe gar nicht zu berücksichtigen!] sondern auch in sei-

nem, 14 Tage vor seinem Tode beendigten Hauptgeisteswerk, der Fausttragödie, (der mehr didactischen, als dramatischen,) innerlichen Lebens- und Bildungsgeschichte eines Geistesheroen, oder, sagen wir offen, des grossen Faust-Göthe selber! Dieser Unglaube an das positive Christenthum, an einen persönlichen absoluten Gott, zwischen welchem und der Menschheit im Ganzen sowohl, wie mit jedem einzelnen Menschen, Christus zuerst und allein und auf ewig einen unmittelbaren Verkehr, durch seine Lehre und sein Beispiel hergestellt hat. Dieser reine Pantheismus, welcher sich in allen seinen Romanen deutlich an den Tag legt und von ihm oft auch ganz wörtlich gelehrt wird, z. B. im Faust:

„Was wär' ein Gott, der nur von Aussen stiesse,
„Im Kreis das All' am Finger laufen liesse?
„Ihm ziemts die Welt im Innern zu bewegen,
„Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
„Auf dass, was in ihm lebt und webt und ist,
„Nie seinen Geist, nie seine Kraft vergisst.

ist überall in Göthes Werken enthalten und ausgedrückt; er ist überall „Spinoza"! Ich, meines Theils, kann seine Glaubens-Meinungen für nichts anderes als für Pantheismus erklären, welchen Sokrates, Plato, Aristoteles, Pindar und Aratus, Cicero und Virgil und noch andere Denker und Dichter des Alterthums gekannt haben. Denn Pindar sang schon:

τὶ θεός, τὶ τὸ πᾶν?
θεὸς ὁ πάντα τεύχων βροτοῖς!

Wenn Floto in seinem Dante-Kommentar S. 185 (Stuttgart Verlag von R. Besser 1858) die obigen Worte von Göthe für den Glauben an einen allgegenwärtigen Gott hält, welchen das Christenthum lehrt, (und welchen auch Dante gelehrt hat, obwohl er ihn in poetischer

Versenkung oder Erhebung hoch über allen Welten und Sphären im reinen Crystallhimmel thronen lässt), so weiss ich nicht, ob der geehrte deutsche Dante-Ausleger sich nicht zu einer irrigen Auffassung Dantes und Göthes hat verleiten lassen.

Dante glaubt daran, dass Gott das ganze Weltall, seine Schöpfung, mit Licht und Liebe, wenn er auch die Geschöpfe mit verschiedenen Kräften ausgestattet habe, mit steter Allmacht und Güte leitet und regiert, er glaubt an L'amor, que il sole muove e l'altre stelle, wie der Schluss der göttlichen Komödie lautet. —

Dass auch Göthe sich mitten in seinem Thaten- und Wissensdrang nach dem Trost und der Gewissheit des christlichen Glaubens gesehnt hat, hat er im Faust deutlich genug ausgesprochen. Das zeigt nicht nur der Anfang des grossen allegorischen Schauspiels und Sinn-Gedichtes, als er durch den Gesang „Christ ist erstanden" durch die aus seiner reinen Kindheit herübertönenden Klänge sich von den Selbstmordgedanken wieder abziehen lässt und dem Leben wieder zuwendet, sondern auch der Schluss des Stückes, in welchem Göthe-Faust, nachdem er es mit allen Bestrebungen eines Kraft-Genies im Leben versucht hat, im I. Theil mit Gelehrsamkeit in allen Fächern des Wissens, mit dem Sinnengenuss, mit der Zauberei, und im II. Theil mit dem Dienst am Hofe des Kaisers, wo er sich nebenbei auch mit der Fabrikation neuer Menschen beschäftigt, mit dem Besuche bei den Müttern (der ästhetischen Kultur der Griechen und Römer), mit dem Kultus des Schönen, (Helena und Euphorion), welche sich aber auch in Luft auflösen; mit gemeinnütziger Wirksamkeit, dem Bau eines grossen Dammes gegen das brausende Meer, (doch wohl gegen das Meer der menschlichen Leidenschaften), endlich doch seinen Geist

von Engeln in den Himmel emportragen und bei der Jungfrau, Mutter, Königin, Maria Gnade finden lässt, weil er gestrebt und geliebt habe!

Dennoch hat ihn bei der letzten Wirksamkeit am Meeresstrande die Sorge angehaucht, er ist erblindet; er stirbt ohne Trost und ohne Hoffnung auf eine persönliche Fortdauer, auf ein Jenseits, denn er sagt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nie in Aeonen untergehen"; also nur die Selbstbefriedigung, Selbstgenügsamkeit, Selbsttröstung mit seinen mächtigen, geistigen Wirkungen, die er auf Erden hinterlässt, ist es, mit welchen er in den Armen des Mephistopheles, des Geistes des Zweifels und der Verneinung, welcher ihn durch das ganze Leben begleitet hat, stirbt, allein und verlassen, ohne Glauben, ohne Liebe, und ohne Hoffnung! Das ist das Ende des deutschen, aber nicht christlichen Titanen, dieses Lucifers der deutschen Nation! Dass sein Geist noch von den Engeln gerettet wird, das zeigt Göthes eigne Sehnsucht nach den christlichen theologischen Tugenden an, welche er im Leben weder besessen noch entwickelt, obwohl er sehr viel gedacht, gewollt und gethan hat. Dass diese Annahme richtig ist, zeigt der Schluss des II. Theils des Faust. Gleich nachdem der Geist Faust's von der Himmelskönigin zu Gnaden angenommen ist, singt (leider!) der mystische Chor im Himmel und damit schliesst das Werk: „Alles Irdische ist nur ein Gleichniss" etc. Also: Alles auf Erden ist nur ein Symbol des Göttlichen. Das ist aber offenbar unchristliche Auffassung der Welt; man denkt hierbei an den Chor der göttlichen Ideen Plato's im Himmel, von welchen die Menschenseelen auf der Erde ein getrübtes Abbild in sich tragen sollen! Alle Realität des Irdischen wird dabei geläugnet! Für wen sollen wir denn aber denken und handeln? fragt man hier-

bei mit Recht. Faust-Göthe sagt uns: „Es kann die Spur von meinem Erdenleben nicht in Aeonen untergehen," das heisst: für unsere Nachwirkungen, für unsern Nachruhm. Eine Hingebung an das Ganze, an die Mitmenschen; ein in einander und mit einander Wirken, ohne alle Rücksicht auf seine eigene Person, auf das liebe Selbst, sieht man in diesen Worten durchaus nicht ausgesprochen. Die völlige selbstlose Hingebung an den göttlichen Willen, an die Natur und an die Menschheit lehrt nur das Christenthum und die christliche Kirche, als deren Mitglied der Mensch in lebendiger und thätiger Gemeinschaft sich befinden muss, um jene Liebe gegen Gott und Natur und Menschheit ins Werk setzen und immerfort in sich lebendig zu erhalten und bei den einzelnen Vorkommenheiten des Lebens in Anwendung bringen zu lernen. Jenes titanische Schaffen und Wirken des Genies für sich allein ist eben das spezifische Merkmal des Protheus in der griechischen Sage, wie es in dem gleichnamigen Gedicht von Göthe selbst in seinem ganzen Trotze und seiner Gottverachtung geschildert worden ist, nnd des Faust in der deutschen Sage, welcher in seinem Denken und Thatendrange zum Zauberer und Beherrscher der Natur, aber auch zuletzt zur Beute des Teufels nach dem einfachen und gesunden Volksglauben wird, also nichts mit dem Christenthum und der von demselben gelehrten innigen Gottes- und Menschenliebe gemein hat. Die Losung des Christen ist nicht Selbstvergötterung, sondern Hingabe. Jenes titanische Wirken des Kraftgenies bringt keine Gemeinschaft, keine Einheit und Harmonie unter die Menschheit, sondern nur Selbstsucht, Beherrschung und Ausbeutung der Menschen durch die der Menge geistig überlegenen Kraftgenies; und da jene Titanen und Heroen durch kein organisches Band, weder

durch ein staatliches, oder nationales, noch ein kirchliches, mit ihren Mitmenschen verknüpft sind, so führt ihr Heroenthum, da es doch verschiedene Heroen giebt, zur Verwirrung und zum Zerwürfniss unter den Menschen, nicht zur Einigkeit, vernichtet ihre religiöse und sittliche Selbständigkeit ebenso, wie ihre Gemeinsamkeit im Denken und Fühlen über Gott und Natur, und macht sie zur Beute eines Despoten, welcher die Zeit- und Tagesmeinung zu erfassen und für sich zu benutzen weiss. Das Christenthum allein und eine christliche Kirche ist im Stande als eine Standarte für die ganze Menschheit zu dienen, ihre sittliche Freiheit, ebenso wie ihre Einheit herbeizuführen. Denn es lässt Gott allein die Ehre in den höchsten Dingen, (ἐν ὑψίστοις); es lehrt uns den Frieden, als Ziel der Menschheit (καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη) und als Weg dazu: εὐδοκία ἐν ἀνθρώποις, d. h. guten Willen, gute Gesinnung, Treue und Glauben der Menschen untereinander. Diese Botschaft allein ist es, welche alle Menschen befreien und erlösen, und sie dereinst auch vereinigen wird, wenn sich die Einzelnen, wie die Völker, unter der christlichen Fahne freiwillig zu einer Bundeskirche und zu einem Bundesstaate unter dem Vorgang des gebildetsten und intelligentesten Volkes zusammen zu finden und zusammen zu schliessen verstehen. — Dass dieses unter den Auspicien des neuen deutschen Kaiserthums geschehen möge, wollen wir alle glauben und hoffen; denn das deutsche Reich wird eine Pflegestätte sein für jede humane Bildung und Gesittung, für die Freiheit und Wohlfahrt aller Völker dieser Erde! — Wenn manche Verehrer Göthe's sein Christenthum retten wollen, wie z. B. Dr. Gerland (jetzt Gymnasialdirektor) in der Abhandlung über Göthes historische Stellung, (Nordhausen bei Büchting 1865) indem sie aus den

Schlussscenen des II. Theils des Faust, z. B. aus den Worten der Engel: „Liebe nur Liebende führet herein! (in den Himmel) und: „Nur, wer gestrebt, den können wir erlösen! sein Christenthum d. h. seine aufopfernde Liebe für die Menschheit herauslesen, so beweisen diese Worte, nach meiner Auffassung, weiter nichts, als Göthes, des Verfassers, Selbstgerechtigkeit und Selbstbefriedigung, mit welcher er auf seine eigene grosse Thätigkeit im Leben zurückgeblickt hat. — Denn selbst, nachdem Faust, mitten in seiner gemeinnützigen Wirksamkeit, von der Sorge angehaucht und erblindet ist, will er noch mit dem Trotz eines Prometheus auf der Erde zurückbleiben, und auf freiem Grund und Boden thätig schaffen, damit (setzt er gleich hinzu) die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen kann. Ist denn dies die sich selbst aufopfernde, sich selbst vergessende Liebe für Andre, die zwar auf eine Ewigkeit hoffende, aber nicht aus Rücksicht auf Lohn oder Strafe im ewigen Leben, sondern nur um des Guten selbst willen, aus innerem Drange, nicht mit der Absicht oder zu dem Zweck der Belohnung das Gute thuende und für andre handelnde und wirkende christliche Liebesthätigkeit, wie sie uns Christus unser erhabener Religionsstifter, unser Herr und unser Erlöser vom Egoismus in seinem Wirken und seiner Lehre so unnachahmlich, so unendlich fein und bis in das kleinste Detail hinein gelehrt hat, wie sie uns in den Evangelien, der Apostelgeschichte und den Briefen der Apostel mit Lebenswahrheit und Ueberzeugungstreue geschildert ist?

Wenn der oben genannte Verehrer Göthes also die liebende sich aufopfernde Thätigkeit Fausts (am Schluss des II. Theils) lobend hervorhebt, so kann ich mit diesem Lobe bei dem besten Willen nicht übereinstimmen. Und besonders kann ich nicht zugeben, dass dem Schluss

der Fausttragödie ganz dieselbe Idee zum Grunde liege, wie dem Schluss des Parcival von unserm frommen Wolfram von Eschenbach. Es heisst in der Schrift des Dr. Gerland S. 53:

„Auch Parcival geräth in Unglück, weil er in selb-„stischer Gleichgültigkeit sich um Religion, um Gott und „Menschenliebe nicht bekümmert.“

Aber das Ende des Parcival ist denn doch himmelweit verschieden vom Ende Fausts. Als er zum ersten Mal auf seinen ritterlichen Fahrten und Abenteuern, denen er allein um des Ruhmes und der Ehre wegen nachgehet, auf Monsalvage (mont de Salvage, Berg des Heils) dem Sitze des Grâls, dem nach der Sage vom Himmel herabgefallenen Edelstein, welcher jeden Charfreitag durch eine weisse Oblate, welche eine Taube vom Himmel herabbringt und auf den Stein legt, gespeist wird, ankommt, das Heil also sehr nahe vor sich hat, thut er nicht die Frage, welche der Grâl selbst bei den von ihm aus der Zahl der würdigsten Ritter und Fürsten erwählten und mittelst einer auf dem Stein erscheinenden Inschrift vorgeschrieben hat, d. h. die Frage nach dem Christengott und die barmherzige Frage nach dem Wohle des von einem Heiden mit einem giftigen Speer verwundeten Königs Anfortas, seines fürstlichen Oheims, welchen er noch nicht kennt und der auf einem Ritt nach Abenteuern im Ritterdienste, und im Dienste der Minne, die Wunde empfangen hat, an welcher er nun, im Anblicke des ihm zur Hütung anvertrauten und von ihm im Uebermuth verlassenen Grâls ein sieches Leben führen muss, bis endlich der ritterliche Parzival, der vom Grâl erwählte Nachfolger des Königs Anfortas, nachdem er von dem Bruder des Anfortas, Trevrezent, welcher auch Grâlsritter gewesen, dann sich aber, nach Anfortas Verwundung

erschreckt als Einsiedler nach Fontaine de Sauvage (der Quelle des Heils) zurückgezogen hat, um hier seine Jugendsünden durch Enthaltsamkeit abzubüssen und Gott allein, im Anblick der Natur, seine Liebe und Verehrung zu weihen, zum 2. Mal auf Monsalvage erscheint und jetzt die vom Grâl geforderte Frage, ohne vorher von Andern gewarnt zu sein, freiwillig wirklich thut, indem er sich demüthig vor dem Grâl niederwirft und dreimal zu der Dreifaltigkeit betet: „Dass des traurigen Mannes Leid jetzt ein Ende möcht empfah'n.“ Dann steht er auf und spricht: „Oheim, was fehlet Dir?“ und was geschieht nun?

„Der Lazarum erstehen liess,
„Derselbe half, dass Anfortas
„Alsbald zu vollem Heil genas!
„Was der Franzose nennt Florie,
„Den Glanz er seiner Haut verlieh.

Anfortas erlangt nun durch die von Parzival freiwillig gethane Frage nach Gott und nach den Leiden der Menschheit d. h. nach dem Christenthum, wieder seine volle frühere leibliche Schönheit, muss aber dem Throne und der Grâlsherrschaft, zu Gunsten Parzivals, entsagen, weil er sich von einem Heiden hat verwunden lassen und in Uebermuth die Behütung des Grâls verlassen hat, um von Neuem um Frauenminne und Ritterehre zu buhlen.

Dagegen wird Parzival jetzt Herrscher des Grâls, nicht durch seine Ritterthaten, wie ihn Trevrezent später belehrt, sondern durch Gottes Gnade!

„Euch kam von Oben der Gewinn,
„Zur Demuth wendet Ihr jetzt den Sinn.

(Gesang XVI Loherangrin Strophe 798 Vers 29—30.) Ebenso sagt früher Trevrezent zu Parzival, welcher ihm

gestanden hat, dass er zwar dem Grâl nahe gewesen auf Monsalvage, aber doch die Frage nach ihm nicht gethan habe, Folgendes:

„Neffe, was sagst Du?
„Wir müssen alle Beide zu
„Herzlicher Trauer greifen,
„Die Freude lassen schweifen,
„Da Dich Einfalt so um's Heil betrog!
„Gab Dir Gott fünf Sinne doch!
„Sie haben Dich übel berathen!
„Sprich, welchen Beistand sie Dir thaten?
„In der entscheidenden Stunde
„Dort bei Anfortasens Wunde?
„Doch will ich Rath Dir nicht versagen;
„Auch zu tiefes Leid sollst Du nicht tragen!
„Du sollst in rechten Maassen
„Klagen und Klage lassen!
„In der Menschheit ist ein wilder Zug!
„Oft wird zu früh die Jugend klug!
„Will dann das Alter Thorheit üben,
„Und seine lautre Sitte trüben,
„So wird das Weisse schwarz zumal,
„Es wird die grüne Jugend fahl,
„Und weder hier noch dort gedeiht,
„Rechter Sinn und Würdigkeit!
„Könnt ich Dich noch ergrünen,
„Und das Herz Dir so erkühnen,
„Dass du den Preis erjagtest
„An Gott nicht mehr verzagtest,
„So möchte es Dir gelingen
„Solche Würde zu erschwingen (nämlich die Krone)
„Dass es Ersatz wohl hiesse!
„Gott selbst Dich dann nicht verliesse!

„Gott will Dich durch mich belehren,
„Lieber Neffe, lass mich hören;
„Sahest Du zu Monsalväsch die Lanze?
„Wenn sich der Stern Saturn im Glanze
„An sein Ziel zurückgefunden,
„Das war zu spüren an den Wunden!
„Und an dem späten Frühlingsschnee;
„Da that der Frost ihm grimmig weh,
„Dem süssen Oheim Dein!
„Der Speer musst in die Wund' hinein,
„Dass eine Noth der andern Noth
„Half und der Speer ward blutig roth u. s. w.“

Wer die Grâlssage und deren herrliche Bearbeitung durch den frommen, ritterlichen Dichter, dessen Werth von seinen Landsleuten, namentlich auch den Mitgliedern des deutschen Adels, viel zu wenig noch in der Gegenwart gekannt wird, während das Mittelalter die Gedichte Parzival und Willehalm in den höchsten Ehren hielt, was sie auch verdienen, mit Aufmerksamkeit und Verständniss ihres Sinnes lieset, der wird finden, dass Wolfram von Eschenbach den Sinn und Werth des Christenthums für unsere Kultur viel besser erkannt hat, als unser Göthe, und dass nur Dante und Sheakspeare, von denen ersterer kurz nach Wolfram von Eschenbach, der zweite zwei Jahrhunderte später lebte und dichtete, unsern Wolfram von Eschenbach an frommem Verständniss und tiefer Auffassung des Christenthums gleichkommen. Die gemeinnützige Thätigkeit allein befriedigt die Menschen auch nicht, wie Göthe uns im Faust belehren will. Die Ritterthaten würden, so werthvoll sie sind, an sich allein dem Parzival die Krone und Herrschaft des Grâls nicht verschafft haben, obschon er durch die auf dem Epitaphium des Steines erschienene Schrift bereits auserwählt

war, der Nachfolger seines Oheims Anfortas zu werden. Erst als er sich unaufgefordert nach Gott und der kranken Menschheit umsieht und die Frage thut, also erst, nachdem er mit den würdigen Werken den festen lebendigen Christenglauben in sich aufgenommen hat, wird Parcival König des Grâls, ein Gedanke, welcher auch die Grundidee der Sheakspeare'schen Hamlettragödie bildet.

Noch will ich, nach dieser Auseinandersetzung, wie die grössten Dichter des Mittelalters das Christenthum aufgefasst und behandelt haben, der neuesten naturalistischen Auffassung der Person Christi in dem berühmt gewordenen Buche „Ecce homo“, welches im J. 1866 in London und Cambridge erschienen ist, mit einigen Worten gedenken. Der Verfasser dieses Buches behandelt Christus nur als Mensch und Lehrer der Religion, als welcher er bei seinem Volke, den Juden, aufgetreten ist, und zeigt, ohne sich auf die christliche Dogmengeschichte und die wissenschaftliche Theologie einzulassen, mit allgemein gehaltenen ethischen Gründen die innere Herrlichkeit der Christuslehre, warum sie unter den damaligen Zeitumständen auftreten und später einen grossen Theil der civilisirten Welt für sich habe gewinnen müssen. Er zeigt, dass Christus, eine edle Persönlichkeit, sich durch seine völlige Selbstaufopferung für das Wohl der Menschheit und durch seine kindliche Hingebung an Gott und die Menschen, seine Jünger und Anhänger gewonnen, da durch die Heiligkeit des Lebens und den innigen persönlichen Verkehr mit Gott und den Menschen erzeugt habe und so der Prophet des reinen Menschenthums geworden sei, ohne dass man sagen könne, dass Christus die einzige Quelle des Seelenheils für die Menschheit sei. Welche andre Heilsquellen uns noch ausser Christus offen stehen, sagt der Verfasser nicht; er bezweifelt sogar, am Schluss

seines Buches, wo er die Lehre Christi eine der grossartigsten philosophischen Speculationen nennt, die jemals erdacht worden sei, ob die Menschheit etwas dabei gewonnen! Denn, obgleich die Tugend und das Leben einzelner durch das Christenthum viel heiliger, tiefer und reiner geworden, als im Alterthum, so sei doch auch andererseits das heimliche Laster und die Verstellung unter den Menschen viel häufiger und erfinderischer geworden als im Alterthum. Erwacht zu dem Gefühle neuer Pflichten, habe die einfache Achtung gegen die alten Pflichten, z. B. gegen das Vaterland, gegen die höheren Stände u. s. w. abgenommen etc. (Vergleiche meine Schrift über die naturalistische Auffassung der Engländer vom Staat und Christenthum. Berlin bei Kortkampf 1869. S. 104 bis 106). Diese den frommen Christen niederschlagende Bemerkung des Verfassers von „Ecce homo“ hat indess sein Kommentator und Kritiker, Gladstone, bereits mit beredten Worten widerlegt und gezeigt, dass, Alles gegen einander gewogen, das Christenthum doch für die Menschheit sehr bedeutende und reelle Vortheile durch seine grössere innere Heiligung und auch grössere äussere Erfolge durch die weiter ausgebreitete Menschenliebe gebracht habe und noch fortwährend bringe; z. B. die Aufhebung der Sclaverei, grössere allgemeine Menschen- und Bürger- oder Freiheitsrechte im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft, eine grössere Geltung und Ausdehnung des allgemeinen Völkerrechts u. s. w. Mit Recht protestirt aber Gladstone in seinen drei Artikeln, welche er über das Buch „Ecce homo“ in den drei ersten Monatsheften der vielgelesenen Zeitschrift „Good words“ (herausgegeben von M. Leod im J. 1868.) geliefert hat, gegen die naturalistische Methode des Verfassers in Bezug auf die Person Christi sowohl, wie in Bezug auf die

Behandlung der heiligen Christuskirche, als einer blossen Religionsgesellschaft oder eines philosophischen Systems oder einer Philosophenschule. Gladstone deutet mit Recht darauf hin, dass das Christenthum eine unmittelbare Offenbarung Gottes an die Menschheit ist, wie sich Gott ja täglich und stündlich auch jedem einzelnen Menschen, welcher sich selbst, sein Inneres, seine Lebensgeschichte und seine Schicksale genau beobachtet, unmittelbar, durch innere Regungen offenbart, wie dieses auch Sheakspeare's Gottes- und Weltauffassung gewesen ist, was auch in der Streitschrift des Sheakspeare-Auslegers, Freiherrn v. Friesen, (welcher die Behauptungen von Gervinus in dem Buche über Sheakspeare, kräftig znrückgewiesen hat, nämlich, dass Sheakspeare nicht gerade die spezifisch-christliche Weltanschauung gehabt habe,) im Allgemeinen schon mit schlagender Geistesschärfe ausgeführt worden ist. Gladstone sagt: „Es war der Wille Gottes, keinen andern Sohn gleich ihm zu zeugen!“ Man kann sich zu diesem Glauben von ganzem Herzen bekennen, ohne deshalb, wie es Gladstone (dieser Bemerkung wegen), in England ergangen ist, ein Katholik zu sein, und ohne sich zu der mystischen und supernaturalistischen Auffassung von Christus Person und Lehre zu bekennen, wie es Guizot thut. — Christ est le Dieu! sagt Guizot. In Christus ist Gott selbst auf die Erde gekommen, und ist mit uns gewandelt und für uns gestorben, da wir so tief in Sünden versunken waren, dass Gott nur selbst durch seine Selbstaufopferung unsere Sünden tilgen konnte und musste. (Vergl. Guizot „Méditations sur la religion chrétienne dans ses rapports avec l'état des esprits et des societés modernes. Paris, Levy frères 1868.)

Man muss in allen Dingen das rechte Maass halten, auch in Dingen des Glaubens und der Religion, und die

Kraft des Menschen auch hierin nicht überschätzen. Der fromme weise Einsiedler Trevrezent zeigt hierin einen höheren Takt. Er sagt zu Parzival: (Gesang 9 Strophe 489 Vers 2—4.

„Auch zu tiefes Leid sollst Du nicht tragen!
„Du sollst in rechten Maasen
„Klagen und Klage lassen!“

Dies ist die ächt deutsche, mannhafte und zugleich demüthige christliche Lebens- und Weltanschauung!

Soll ich mich nun für eine der von den drei grössten christlichen Dichtern des Mittelalters ausgesprochenen Welt- und Lebensanschauungen entscheiden, so ist es natürlich die von unserm ächt deutchen, ritterlichen Wolfram von Eschenbach! — Die Treue, der Glaube und die Liebe zu Gott und Menschen ist ihm die Hauptsache, um die Krone des Lebens (den Grâl) zu gewinnen. Der Italiener Dante legt zu grosses Gewicht auf die contemplative Betrachtung, wenn auch nicht auf die rein speculative, sondern auch in Liebe sich versenkende unmittelbare Anschauung von Gott und Natur. Er erhebt sich als Dante-Dante, ohne Leitung der Kirche und des Staates, nur unter Leitung göttlicher Erleuchtung nnd Liebe, welche beide in Beatrice personificirt sind, in die höheren Sphären und schauet Gott unmittelbar selbst an!

Der praktische Engländer Sheakspeare legt wieder zu grosses Gewicht auf das Handeln des Menschen, nach von ihm gewonnener fester, gläubiger Gesinnung und übernommener Verantwortung seiner Thaten und Worte, vor Gottes Angesicht. Er verlangt eine vernünftige, allseitige Betrachtung und Ueberlegung alles menschlichen Thuns und Treibens, aber dann auch ein entschiedenes, unbeugsames Glauben und Handeln!

Wolfram von Eschenbach, der deutscheste aller deut-

schen Dichter liebt im Parzival die Thatenlust in der Jugend, aber im reiferen Alter doch am meisten die weisse, blanke Farbe der Gesinnung:

„Doch an der blanken (Farbe) der hält fest,
„Der nimmer von der Treue lässt.“

Doch lässt er (mild und grossherzig) auch noch die schwarz-weisse Farbe bei dem schwachen Menschen gelten, welcher noch nach dem Glauben fragt:

„Denn es harren beide sein
„Der Himmel und die Hölle.“

d. h. bei dem nur schwachen Gläubigen zittert doch noch eine fromme Saite im Herzen fort, wogegen der unstäte, ungläubige Geselle auf die vibrirende Saite den Finger drückt und sie zum Schweigen bringt. Schwarz und verloren ist ihm nur der weltlich gesinnte, ewig zweifelnde betrachtende, reflectirende Geselle; dieser kommt nie zu einer festen Gesinnung, zum Glauben; daher auch nicht zur Krone des Grâls.

Es ist dies diejenige Gesinnung, welche in den schönen, dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. und dessen hoher Gemahlin, Königin Elisabeth Majestät, gewidmeten 20 Sinngedichten von Luise, Gräfin zu Stollberg-Stollberg ausgesprochen ist, von denen das Letzte an den Hüter des heiligen Grâls gerichtet, folgende Strophen enthält:

„Soll ich den Gesalbten nennen, der, ein zweiter Titurel,
„Zieht im Glanz der alten Sage durch die Völker sternenhell?
„Du bist dieser Auserwählte, der im Dienste seiner Zeit
„Trägt die Erdenkron' als Schatten künft'ger Himmelsherrlichkeit!
„Bleibe dieses Grâles Hüter, wie es Gott Dir zuerkannt,
„Dass er seine Strahlen werfe durch das ganze deutsche Land,
„Dass er alle Herzen binde an Dein Gott geweihtes Herz,

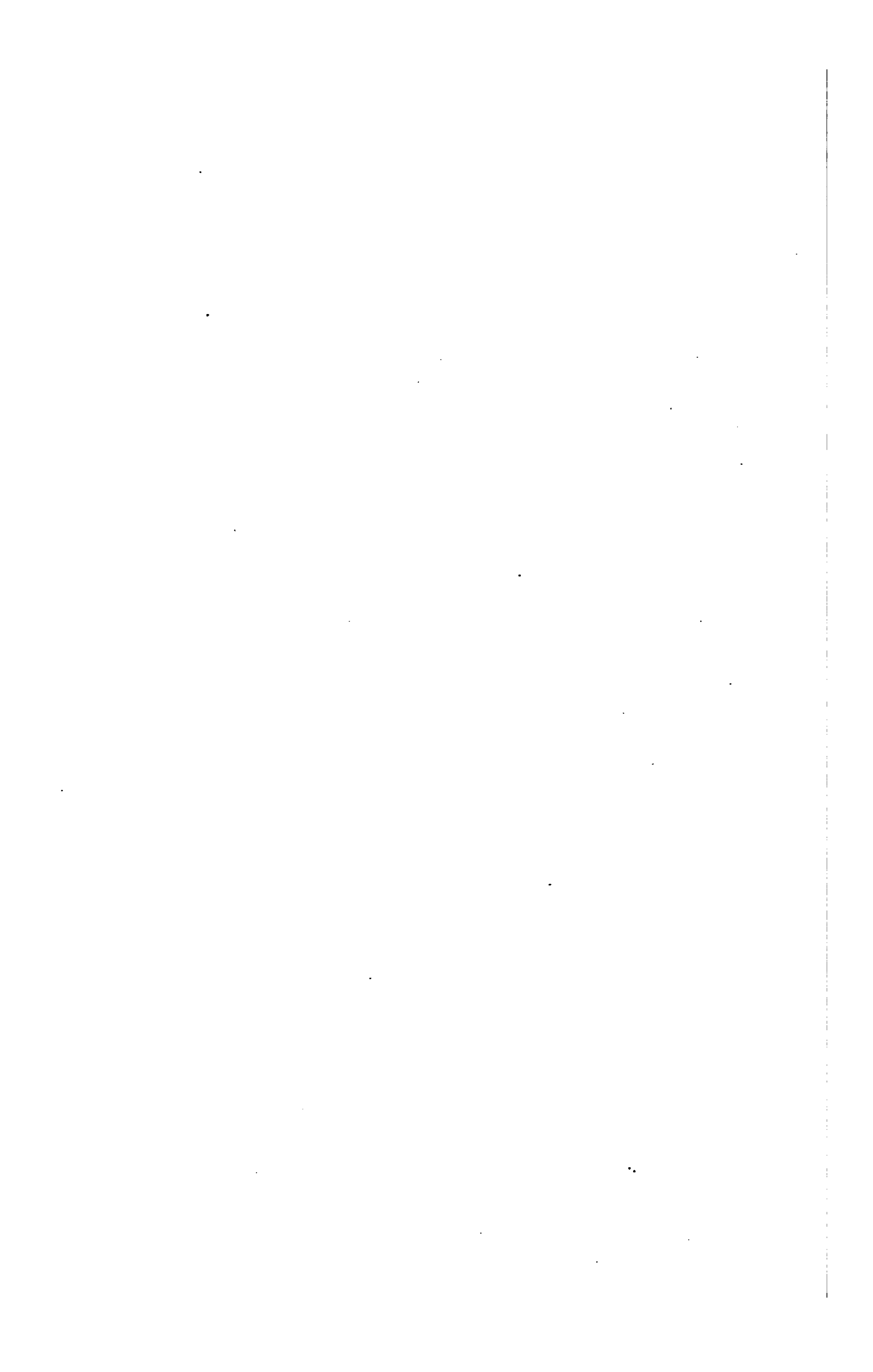
Und sie auf dem Pfade führe, den Du wandelst himmelwärts.

Ja, meine lieben Landsleute in Elsass und Lothringen, und in dem grossen vereinigten deutschen Vaterland, die Könige aus dem Hause Hohenzollern, sie Alle sind Hüter des heiligen Grâls, sie sind die Titurels und Parcivals und Lohengrins unserer Zeit, die ächten, deutschen Schwanenritter; sie trachten nicht nach Ehre und Ruhm vor der Welt und ihren Zeitgenossen, sondern nach der höheren Krone des Lebens, dem Edelsteine Grâl, welcher vor der Berührung der Uneingeweihten und der gemeinen Menge behütet werden muss durch mannhafte Tempelritter, welche sich der Entsagung der irdischen Vortheile und Ehren geweiht haben, und durch Frauen und Jungfrauen, welche dem Grâle dienen. Bedenkt jetzt, was der alte ritterliche Einsiedler Trevrezent zu Parzival sagt, als er ihn im positiven Christenthum unterrichtet:

„Ihr sollt den Zorn vergessen!
„Ihr verwirkt das Heil vermessen:
„Für Sünde sollt Ihr Busse thun!
„Und lasst verwegne Rede ruhn!
„Wer sein Leid will rächen
„Mit ungezähmten Sprechen,
„Von dessen Lohne sei Euch kund:
„Ihn richtet der eigne Mund!
„Nehmt zur neuen alte Mähre,
„Dass sie Euch Treue lehre!
„Jener Redner Platon
„Sprach zu seinen Zeiten schon,
„Und Sybille hat, die Seherin
„Mit untrüglichem Sinn
„Vorausgesagt so manches Jahr
„Uns werde kommen fürwahr,

„Für die Schuld ein hohes Pfand.
„Aus der Hölle nahm uns Gottes Hand
„Und die göttliche Minne!
„Die Frevler liess er drinne!
„Aus des wahren Minners Mund (Christus)
„Ward uns frohe Botschaft kund!
„Der ist ein durchlauchtig Licht
„Und wankt in seiner Minne nicht!
„Wem er Minn' erzeigen soll,
„Dem wird mit seiner Minne wohl!
„Die Botschaft kündet zweierlei:
„Aller Welt zu kaufen sei
„Gottes Hass und Gottes Minne:
„Welches wählt Ihr zum Gewinne?
„Den Sünder ohne Reue
„Flieht die göttliche Treue!
„Wer aber büsset seine Schuld
„Der verdient des Höchsten Huld!
„Dem Höchsten wehret keine Schranke,
„Dem Blick der Sonne wehrt Gedanke.
„Gedank ist, ohne Schloss, versteckt,
„Vor aller Kreatur verdeckt!
„Gedank ist finster, ohne Schein;
„Doch Gottes Klarheit blitzt hinein;
„Sie leuchtet durch die finstre Wand,
„Sie kommet leisen Sprungs gerannt,
„Der nicht Getös macht, auch nicht klingt,
„Wenn er in die Herzen dringt.
„Sei Gedanke noch so schnelle,
„Eh' er vor des Herzens Schwelle
„Kommt, ist er durchgründet!
„Gott wählt, die er würdig findet,
„Da Gott Gedanken selbst erspäht!

Weh' dem, der sünd'ge That begeht!
„Wer mit solchen Werken seinen Gruss
„Verwirkt, dass Gott sich schämen muss,
„Was hilft dem weltliche Zucht?
„Wo ist seiner Seele Zuflucht?
„Wenn Ihr Gott entgegen seid,
„Der zu beiden ist bereit
„Zur Minne, wie zum Zorne,
„So seid Ihr der Verlorne!
„Nun wendet Euer Gemüthe,
„Dass Er Euch dankt zur Güte!



Zweite Abtheilung.

(Politischer Theil)

mit einem Gruss an die Landsleute in Elsass und Lothringen.

Das neue deustche Reich.

A. Die Erwartungen von demselben.

Ziehen wir das Facit der verschiedenen Anschauungsweisen von Gott- und Welt- und Menschenleben, wie sie oben von mir nach dem Vorgange der grössten Denker und Dichter des Mittelalters und der neuen Zeit erörtert worden sind, so ergiebt sich,

1) Dass die skeptische und kosmopolitische Anschauung der Franzosen, nach der Lehre Montaigne's, allein der Mode, dem Zeitgeiste und der Demagogie in demokratisch unterwühlten Staaten und Ländern,

2) Dass die pantheistische nur den Aristokraten des Geistes und der Idee,

3) Dass die naturalistische des englischen Verfassers des Buches „Ecce homo“ nur den Edlen des Landes England zu dienen bestimmt; dass dagegen die christlich germanische Weltanschauung allein geeignet ist, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, seinem irdischen Stellvertreter, was des Kaisers ist, dass sie also allein Gott und Natur und der freien Menschheit, durch Staat und Kirche, zu dienen die Bestimmung und den Zweck hat, mithin als die allein wahre, ächte, allgemein praktische angesehen werden kann und wieder den vollständigen Sieg über alle andern davon tragen wird, wie dies schon so oft nach der Geschichte der Fall gewesen ist.

Möchten doch die vorstehenden köstlichen Schlussworte Wolframs von Eschenbach von meinen neuen Lands-

leuten in Elsass und Lothringen beherzigt werden! sie passen so ganz auf ihre jetzige Lage. Ich will keineswegs damit sagen, als ob sie durch ihre Lostrennung von Frankreich aus der Hölle erlöset und durch ihre Vereinigung mit dem deutschen Reich sofort in das irdische Paradies eingetreten wären, wo lauter Milch und Honig fliesst. Ach nein! auch wir haben noch viele, viele Wünsche und viele Fragen auf unserm Herzen! Aber im Vergleich zu ihren skeptischen und kosmopolitischen Gränznachbarn von der romanischen Race, welche mit ihrem schnellen Denken und Sprechen und mit ihrem Wechseln in Staat und Kirche, ebenso wie in den Kleidermoden, die Civilisation und die Spitze aller Aufklärung und aller politischen Freiheit erreicht zu haben glauben, aber mit der Zeit erfahren werden, dass man Staatsverfassungen und Glaubenssysteme nicht jede Woche wechseln darf, ohne sich gründlich zu ruiniren, möchte ich sie doch beglückwünschen zu ihrer Aufnahme in das alte deutsche Vaterland. Möchten sie ihren Geist wieder dem alten Christengott und der deutschen christlichen Kultur und ihr Herz und ihren Sinn bald dem Kaiser des deutschen Reiches, Wilhelm I., dem gütigen, dem liebenswerthen Oberhaupte und Führer der deutschen Nation und ihrem christlichen Ziele zuwenden, und erwägen, dass in ihrem Lande doch eigentlich die Wiege der christlich deutschen Kultur gestanden hat, und dass sie recht eigentlich dazu berufen sind, an der Spitze der christlich deutschen Civilisation und des Humanismus voranzugehen. In Elsass war es und zwar in Weissenburg, wo der Benediktiner-Mönch Otfried die Evangelien gerade vor 900 Jahren, (um das Jahr 970 nach Christus Geburt) in gereimten Versen übersetzt und, was ebenfalls wohl zu merken, die Vorrede und Einleitung dem 1. Könige des von Frankreich

im Vertrage zu Verdun im Jahre 943 getrennten Deutschlands, Ludwig dem Deutschen, gewidmet hat. Dieser Verfasser der Evangelien-Harmonie, Otfried, lebte 970 als Presbyter in Weissenburg, wo am 6. August 1870 unser ritterlicher Kronprinz des deutschen Reichs die ersten Lorbeeren auf dem damals noch französischen Boden erkämpft, mit Eisen und Blut die alten Stammes- und Reichslande unserm deutschen Vaterlande hat gewinnen und den hochmüthigen Franzosen abringen müssen, welche jetzt physikalische Experimente mit dem Dogma der Volkssouveränität, de dato 1789, anstellen und dasselbe, einen ganz todten Leichnam, galvanisiren wollen, damit Frankreich an die Spitze der vereinigten Staaten-Republiken von Europa komme und uns dann so und so viel Gambetta's und Gambettini's als Präfekten bringe und durch einige hunderttausend Schönredner und Phrasenmacher unser Staatswesen auf unsre Kosten und zu seinem Vortheile einrichte, so schnell wie möglich! — Denn Geschwindigkeit in Staats- und Kircheneinrichtungen, welche sonst Jahrtausende gehalten haben, ist ja jetzt, im Zeitalter der Dampfkraft und der Elektricität, keine Hexerei mehr! Doch ich wende mich weg von diesem Bilde der souveränen Staatenlenker von Europa, und wende mich wieder zu meinem deutschen Vaterlande. Leset, liebe Landsleute von Elsass und Lothringen, wieder fleissig die deutsche und preussische Geschichte. Vernehmt aus der letzteren, dass das Fürstengeschlecht der Hohenzollern vom Anfang ihrer Herrschaft in der Mark Brandenburg an, nicht nur die ritterlichen und militärischen, sondern auch alle bürgerlichen Tugenden gepflegt, die Freisinnigkeit in Staat und Kirche, die Denk- und Glaubensfreiheit in religiösen Dingen; sowie deutsches Recht und deutsche Sitte im äusseren Leben und Handeln, das Volksthum gegen das

deutsche Raubritterthum und die undeutsch gesinnten Fürsten geschützt, und das ureigene deutsche Wesen mit den ungeheuersten Anstrengungen gegen fremden Einfluss und gegen fremde Gewalten gerettet und vertheidigt haben. Solchen Oberhäuptern des Reiches könnt auch Ihr Eure geistigen, materiellen, religiösen und sittlichen Kräfte weihen und zur Leitung anvertrauen. Pfleget mit uns wieder in Gemeinschaft die deutsche Kunst und Wissenschaft, deutschen Gewerbefleiss und Handel, deutsche militärische Kraft und Mannestugend und Würde! Betet aber auch wieder mit uns das deutsche „Vaterunser", welches so voll und so wohllautend klingt und noch vor Eurem Otfried, (dem Begründer der deutschen Poesie und dadurch zugleich der deutsch-christlichen Bildung), vor 1500 Jahren von dem Altvater der ganzen deutschen Litteratur, dem westgothischen Bischof Ulphilas, dem ersten Uebersetzer der Bibel in den ältesten deutschen Sprachdialekt, den westgothischen, herrührt, und in dem sog. silbernen Codex auf der Universitätsbibliothek zu Upsala auf purpurrothem Pergamentpapier in der Urschrift erhalten ist. Es lautet:

Atta unsar thu in himimam!
veihnai namo thein!
qimai thiudinassus theins,
vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai!
hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga!
jah aflet uns thatei skulans sijaima,
svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim,
jah ni briggais uns in fraistubnjai,
ak lausei uns af thamma ubilin!
unte theina ist thiudangardi jah mahts,
jah vulthus in aivins. Amen.

Klingt dies alte deutsche Vater Unser aus dem Jahre

370 nicht schöner, als Euer römisches „Pater noster, tu in coelis, sanctificetur nomen tuum, veniat regnum tuum, fiat voluntas tua ut in coelo, etiam super terra! panem nostrum quotidianum da nobis hodierno die! et remitte nobis quod rei simus, sicut etiam nos remittimus his debitoribus nostris; et ne ducas nos in tentationem; sed libera nos ab hoc malo; nam tuum est regnum et potentia et gloria in saecula. Amen!

Ja wahrlich, lieben Landsleute in Elsass und Lothringen, Jhr braucht Euch mit Eurem französischen Firniss unsrer gemeinschaftlichen Altvordern, der Westgothen, eines sehr hochgebildeten deutschen Volksstammes, welcher früher in Mösien an der Gränze Illyriens wohnte, nicht zu schämen! Der geistvollste aller Apostel, Paulus, wie er in seinem Römerbriefe, Kapitel 15 erzählt, hat dort schon die christliche Weltanschauung gelehrt, ehe er seine Missionsreise nach Spanien antrat, wo die Westgothen später bei der Völkerwanderung ein grosses Reich gegründet und vielfache Spuren ihres blühenden Reiches und ihrer christlich deutschen Kultur, besonders bei dem spanischen Adel, zurückgelassen haben. Diese Westgothen waren nicht nur ehrliche, aufgeklärte, gute Christen, die sich zur Arianischen Lehre bekannten, dass Christus nicht Gott selbst sei, sondern sie waren auch freie Männer und hatten freisinnige Fürsten und Könige an ihrer Spitze, welche letzteren bei der Erbhuldigung ihrer Stände ausdrücklich denselben das Recht der Selbsthülfe einräumten, wenn sie die Gesetze und Privilegien des Landes und die Verfassung des Reiches verletzen sollten. Und was von den Westgothen gilt, das gilt auch von dem Volke der Preussen, deren Fürsten diese edle Freisinnigkeit mit christlicher Milde, Demuth und Frömmigkeit von jeher in ihrer Devise vereinigt haben. I. „Suum quique“. Ein Jeder habe den

Platz in der Staatsordnung, welcher ihm nach der bestehenden sittlichen Lebensordnung und nach der Kulturentwickelung seiner Nation gebührt. II: „*Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῷ καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη εὐδοκία ἐν ἀνθρώποις*! d. h. Gott allein sei in den höchsten Dingen, in den schwierigsten Gewissensfällen und bei sittlich religiösen Glaubensfragen die Ehre! Gebet Gotte, was Gottes ist. Im Allgemeinen aber sei Frieden die Losung der Menschheit auf dieser Erde und es herrsche Treue und Glauben unter den Menschen, unter den Einzelnen wie unter den Völkern, zwischen Regierern und Regierten. Wenn aber der Fall eintritt, dass die Freiheit des Einen vor Gott und Gewissen nicht mehr mit derjenigen des Andern bestehen kann, und wenn es gilt sein eignes Leben und das Gesetz seiner Weiterentwicklung zu schützen gegen die Andern, so muss Jeder auf seine Verantwortung hin handeln.

ἕκαςος ἡμῶν λόγον δώσει τῷ θεῷ!

Das ist die christliche, das die preussische und deutsche Weltbetrachtung, Lebens- und Staatsordnung und Devise, und sie wird es bleiben!

Wollt Ihr nach dieser leben, Ihr neuen Bürger des deutschen Reiches, so wendet Euch von Montaigne und seinen Anhängern in Frankreich ab, und von den grands Seigneurs de la république française européenne et de tout le monde, und fügt Euch in alter deutscher Treue den Gliederungen des neuen deutschen Reiches als würdige und ehrenwerthe Glieder ein. Das neue deutsche Reich ist nicht mehr das alte römische Reich, wie solches im Reinecke Fuchs und in Göthes Faust im II. Theil im I. Akte so ergötzlich beschrieben und von Kaulbach, Leutemann und Seibertz so vortrefflich illustrirt ist. Nein! es ist ein Phönix, welcher sich aus seiner Asche

wieder erhoben hat, und seinen Flug über die Welt nehmen, aber weder mit der thierischen Gewalt des Löwen, noch mit der Schlauheit und List des Fuchses, die deutschen Völker und Alle, welche sich ihm freiwillig anschliessen, unter seine Fittige nehmen wird, sondern mit ruhiger Majestät und Milde, mit Maass und Besonnenheit. Der neue deutsche Kaiser wird regieren wie der König David, der grosse Dichter und Priesterfürst der Juden, in seinen letzten Worten sagt: 2. Buch Samuelis K. 23 V. 3—4: Derjenige, der über Menschen herrscht, muss gerecht sein, muss herrschen in der Furcht Gottes, wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht; eines Morgens ohne Wolken, da vom Glanz nach dem Regen das Gras aus der Erde wächst!

Man wird in Deutschland freilich die französische und amerikanische Demokratie d. h. die Verachtung aller Autoritäten in Staat und Kirche, die völlige Gleichheit der Berufsstände in der bürgerlichen Gesellschaft, die sogenannte Brüderlichkeit aller Stände vergeblich suchen. Diese Gleichheit und Brüderlichkeit, welche wegen des Aufhörens alles sittlichen Ernstes und Wetteifers völlig gleiche Bedeutung und Wirkung im bürgerlichen Leben hat, wie die Gleichgültigkeit, die Aufhebung aller Zucht und Sitte und alles Gehorsams, diese findet Ihr bei uns noch nicht sehr ausgebildet. — Wohl haben wir noch einige Ueberbleibsel des Mittelalters, als da sind die lehnsrechtliche Beschränkung in der Verfügung der Lehngutsbesitzer über ihren Grund und Boden, die Patronat-Rechte und Polizeiobrigkeits-Rechte der Besitzer von solchen Lehngütern, und noch einige solche aus dem feudalen, und patrimonialen Regierungssysteme des Mittelalters herrührende Regierungs- und Staatsverwaltungsrechte in den Provinzen, Kreisen und Gemeinden Deutschlands.

Aber alle diese Missstände und Ueberbleibsel des Mittelalters sind klein und geringfügig gegen die systematische Ausbeutung des Volksvermögens durch die demokratischen Schwätzer und Volksredner im republikanischen Frankreich und Nordamerika, wo Kunst und Wissenschaft, Religion und Sitte daniederliegt und nicht geachtet wird, wenn keine geschmackvolle Konversation damit gemacht und kein Geld damit verdient werden kann, und wo jene geistigen Güter nur in soweit gepflegt werden, als sie Gelegenheit zum materiellen Erwerb, zur Erregung von Aufsehen und zur Befriedigung der Eitelkeit, des Ehr- und Geldgeizes, dienen. — Dagegen findet Ihr in Deutschland fast überall eine solide, ächte, den Standesverhältnissen entsprechende Volkskultur, Verständniss und Neigung zu einer vernunft- und naturgemässen Gliederung der Berufsstände in Staat und Gesellschaft, Achtung und Ehrerbietung vor den bestehenden Autoritäten in Staat und Kirche, Gottesfurcht und wahre Menschenliebe, welche letztere nicht in bürgerlicher Gleichheit, sondern in dem Jedem nach seiner Gewohnheit, Erziehung und Lebensweise gezollten Grade von achtungsvoller Rücksicht gesucht und gefunden wird. Auch die Staatseinrichtungen sind so frei, wie die französischen, aber mit Disciplin und Ordnung verbunden. Die Justiz- sowie die Kirchenverwaltung ist überall in Deutschland durchaus selbstständig; die erstere ist von jedem Einfluss der Regierung bei der eigentlichen Rechtspflege völlig unabhängig; die letztere kann sich bei allen Kirchen der drei christlichen Glaubensbekenntnisse in Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung frei gestalten, und hat sich nur mit den gesetzgebenden Factoren der Staatsgewalt über ihre äussere in die Staatswirksamkeit eingreifenden Gestaltungen zu vereinbaren. Das Heer steht unter der unmittelbaren

Botmässigkeit des Kaisers und Königs, als des allerhöchsten Kriegsherrn und erhält von ihm allein seine Verfassung, Organisation, Verwaltung, Bestimmung und Verwendung, zur Erhaltung der Sicherheit des Staatsganzen im Augenblick der Gefahr. Auch die politische und polizeiliche Verwaltung des Staates stehet unter der alleinigen Leitung und den Befehlen des Königs, ebenso wie Allerhöchst derselbe auch der Inhaber und die Quelle der Verfassung gründenden und gesetzgebenden Gewalt in jeder Beziehung ist, jedoch bei den letztern Funktionen, sowie in allen finanziellen Angelegenheiten die verfassungsmässigen Vertreter des Landes und Volkes zur Mitwirkung und Zustimmung zuzuziehen sich verpflichtet hat, und diese Pflicht nimmermehr unterlassen wird, sowenig wie die übrigen deutschen Fürsten dies thun werden, welche niemals absolute Despoten gewesen sind, sondern stets die Rechte und Freiheiten der Stände geachtet haben, wie sie solche bei der Erbhuldigung vorgefunden hatten, und wie es schon die westgothischen Könige in Spanien gethan. Diese unsere Verfassung erhält die Einheit, Raschheit und Sicherheit der Entschliessungen in der Staatsregierung aufrecht, ohne dem wohlthätigen Einfluss der Kontrolle der öffentlichen Meinung in der Presse und in der Volks- und Landesvertretung irgend eine Fessel anzulegen. Sie schützt ausserdem durch die Macht und die erhabene Stellung, welche dem Monarchen gegeben ist, das Volk im Ganzen gegen jedes Vorherrschen eines Standes und vereinigt die monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elemente in der Staatsverwaltung, je nach ihrer vorhandenen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit in wohlthätiger Weise, so dass der Staatsorganismus sich jedem Kulturstandpunkt der Nation anpasst und denselben gesund erhält und das Staatsleben auf eine der Natur und Ver-

nunft des Volkes zu jeder Zeit gemässe und angemessene Weise weiter gefördert werden kann, viel besser als in einer Republik, welche durch ihre Staatsform allein, namentlich dann, wenn die Eigenschaft der tugendhaftesten Uneigennützigkeit aller Leiter und Beamten nicht als vorhanden angenommen werden kann, die Nationalwirthschaft nicht zur Blüthe bringen wird, da diese hauptsächlich durch sich selbst d. h. durch ihre eignen Naturbedingungen und durch die Konjunkturen der Weltindustrie und des Welthandels die Nahrung dazu erhält.

Die Steuern sind so mässig und so gerecht vertheilt, die Bildungsanstalten so mannigfaltig und zahlreich, das neue deutsche Strafgesetzbuch so schonend und milde, das neue Armengesetz so sorglich, und die Armee eine so vorzügliche Bildungsschule, nicht nur für den Krieg, sondern auch für den Frieden, die Gewerbeordnung und die andern die materiellen Verhältnisse regelnden Gesetze so freisinnig, dass jeder Thätigkeit und Kraft ein weites Feld nützlicher Wirksamkeit im Staate und der Gesellschaft geöffnet ist!

B. Die Befürchtungen vor dem deutschen Reich.

Es bleibt mir nun noch übrig, die Befürchtungen zu widerlegen, mit welchen die neuen deutschen Landsleute in Elsass und Lothringen, mit Benutzung ihrer französischen Sympathien, sowohl auf der politischen Rednerbühne in Oesterreich, als auch in der Zeitungspresse in Italien von verschiedenen Seiten her gegen ihre künftige Staatsangehörigkeit zum deutschen Reiche eingenommen worden sind. Diese Befürchtungen sind hauptsächlich folgende:

1) Der alte preussische, jetzt über ganz Deutschland verbreitete Militairismus,

2) Der Despotismus,

3) Der Reactionairismus.

Möchte es mir gelingen, diese Gespenster, welche aus den unreinsten Motiven citirt worden sind, vollständig niederzuschlagen!

Erstlich also: Was für eine Bewandniss hat es mit dem Militairismus in Preussen und Deutschland? Es ist nicht zu läugnen, dass die Armee ein grosser mächtiger Organismus in unserm Staatsleben ist, geradeso wie in Frankreich; derselbe absorbirt einen grossen Theil unseserer Staatseinkünfte. Allein hat man denn auch wirklich bisher die Vortheile desselben d. h. seinen productiven Effect und seine praktischen und sittlichen Erfolge für die Nation genügend gewürdigt? Ich sage Nein! Die Armee ist bei uns nicht allein eine Schule der Nation für den Krieg, also für die Vertheidigung der nationalen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von fremdem Einfluss und fremder Herrschaft, für die ungehinderte Entfaltung der deutschen Bildung, der Macht und des Ansehens, sowie des Einflusses Deutschlands im Rathe der europäischen Völker und der sämmtlichen Grossmächte der Erde überhaupt. Die Armee ist auch eine Bildungsschule der Nation für den Frieden, für die Mannhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit des Charakters und der Gesinnung; für Ordnung und Zucht, Geduld und Gehorsam, für Wachsamkeit, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und anständiges äusseres Verhalten. Sie nimmt durch die allgemeine Wehrpflicht alle gesunden, geistig, sittlich und körperlich kräftigen Elemente des Volkes in sich auf, sowie durch die Einrichtung der einjährigen Freiwilligen die Bildung der bessern und höhern gebildeten Gesellschaftsklassen, und zieht durch die hohe Stellung und den Rang der höhern Offiziercharakter

gen auch die Söhne der höchsten Familien des Landes an sich heran. Sie wird auf diese Weise eine glänzende Erziehungsanstalt für die erwachsene Jugend aller Klassen und Stände des Volkes und liefert auch den Civilstaatsämtern der unteren Grade immerfort eine grosse Anzahl gut geschulter braver Männer. Hat man den Kapitalwerth dieser Einrichtung schon in Gelde berechnet? Ich glaube, er ist höher zu schätzen, als das Kapital der jährlichen Staatsausgabe für die Armee. Schlägt man denn die geschichtlichen und thatsächlichen Erfolge dieser Einrichtungen, welche nicht nur zweimal unter der Leitung unseres grossen Reichskanzlers Fürsten Bismark (im Jahre 64 und 66,) sondern auch zum dritten Male (1870—71) unsere Landesmarken nach Norden Süden und Westen hinausgerückt hat, für Nichts an? Weiss man nicht, dass auch schon in den Republiken Griechenlands und Roms die gymnasiastische Erziehung des Volkes (*παιδεία*, disciplina) einen Hauptbestandtheil der Staatsverwaltung bildete und den grössten Theil der jährlichen Staatseinnahmen in Anspruch nahm? Darum fort mit dieser spiessbürgerlichen Knauserei mit den Ausgaben für unsere grosse, unvergleichliche Armee, welche unsern Stolz und unsern Ruhm für alle Zeiten bildet, und mögen unsere Volks- und Landesvertreter den Spruch des grossen Strategen, Staatsmannes und Geschichtsschreibers der Griechen, Xenophon, eines der berühmtesten Schüler des weisen Sokrates, beherzigen, welcher in seinem Buche „Hellenische Geschichten“ Buch 3 Cap. 4. enthalten ist:

„Wo Gottesfurcht herrscht, wo kriegerische Uebungen an der Tagesordnung sind, wo Kriegszucht geübt wird, darf da nicht Alles voll guter Hoffnungen sein?“

Ich komme nun zur zweiten Befürchtung, des Despotismus.

Wie thöricht ist dieses Gespenst in unsrer Zeit und in Europa! Ich gehe natürlich davon aus, dass man unter Despotismus diejenige Regierungsform versteht, bei welcher sich der Inhaber der Staatsgewalt über die bestehende Grundverfassung und die vorhandenen Gesetze nach Willkür in einzelnen Fällen hinwegsetzen kann. Von den Fällen, wo das Staatsoberhaupt mit den Landesvertretern in Streit kommt über die zweifelhafte Auslegung und Anwendung der Verfassung, den Worten oder dem Geiste nach, kann hier natürlich nicht die Rede sein; denn, wer etwas vom Wesen einer geordneten Regierung versteht, darf darüber nicht im Unklaren sein, dass in solchen Konfliktsfällen das Staatsoberhaupt den Ausschlag geben muss, wenn überhaupt von einer weiteren Regierung und Leitung des Landes die Rede sein soll! Bekanntlich ist es bei jedem Kollegium und jeder Korporation von jeher feststehendes Gesetz gewesen, dass bei Stimmengleichheit oder bei auseinandergehenden Ansichten der Stimmenden der Vorstand für die eine oder andere Seite sich entscheiden muss, oder auch seine eigene Stimme geltend machen kann. Welche Einbildung ist es also in unserm Welttheil Europa und bei der jetzigen Kulturstufe der europäischen Nationen, vor einem wiedereinbrechenden Despotismus des christlich deutschen Kaiserthums in Furcht zu sein? Ich erinnere hier zunächst daran, dass schon die Regierungen Alexanders des Grossen und der späteren römischen Kaiser keineswegs despotische im obigen Sinne gewesen sind, diese mächtigen Herrscher vielmehr schon die bürgerliche Freiheit, die Staatseinrichtungen, die Verfassungen Griechenlands und Roms niemals eigenmächtig und nach Willkür verletzt haben, wenn sie auch der Staatseinheit wegen die Gesetze allein gaben und von einer Volks- uud Landesvertretung oder

von Theilnehmern an der Ausübung der Gesetze gebenden und Verfassung gründenden Gewalt damals noch nicht die Rede war. Was den Despotismus betrifft, den die Deutschen oder andere Völker von dem Fürstengeschlecht der Hohenzollern erwarten könnten, so frage ich Jeden, welcher sich etwas auf den Gang der preussischen Geschichte und Gesetzgebung versteht, ob bei einem Lande, welches seit 400 Jahren so regiert worden ist wie Preussen, wo seit bald hundert Jahren ein Gesetzbuch wie das allgemeine Landrecht und seit 1850 die Verfassungsurkunde vom 31. Januar mit ihren freisinnigen Grundsätzen über Staat und Kirche, über Freiheit der Rede und Schrift, der Vereine und Versammlungen des Volks, der Kunst und Wissenschaft, über die Heiligkeit des Eigenthums und der Person, über die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt etc. in Geltung ist, ob in einem solchen Lande mit seiner volksthümlichen Armee, mit seinem weltberühmten Schulwesen und seiner unpartheiischen Justiz ein Despotismus des Staatsoberhauptes an der Spitze des deutschen Reiches als möglich zu denken ist? Es sei mir erlaubt, nur einige Stellen aus den Schriften Friedrich des Grossen, des Schöpfers der ersten Verfassungsurkunde der neuern Zeit d. h. des allgemeinen preussischen Landrechts anzuführen:

„Müsste man nicht verrückt sein, um sich einzubilden, die Menschen hätten zu einem ihres Gleichen gesagt: Wir erheben Dich über uns, weil wir Sklaverei lieben, und geben Dir Gewalt, unsere Gedanken nach Deinem Willen zu leiten. Sie haben im Gegentheil gesagt: Wir haben Dich nöthig, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, welchen wir selbst gehorchen wollen, um uns ferner weise zu regieren und um uns zu vertheidigen. Uebrigens aber fordern wir von Dir, dass Du unsere Freiheit achtest.

An einer andern Stelle heisst es:

„Die Völker haben zu ihrer Ruhe und Sicherheit nöthig gefunden, Richter zu haben, die ihre Streitigkeiten schlichten; Beschützer, um sie im Besitz ihres Eigenthums gegen ihre Feinde zu vertheidigen; Fürsten, um die zerstreuten Vortheile derselben in ein gemeinschaftliches Interesse zu verbinden. Sie wählten Anfangs diejenigen aus dem Volke, welche sie für die Weisesten, Billigsten, Uneigennützigsten, Menschlichsten, Tapfersten hielten, um sie zu regieren. Die Gerechtigkeit ist also das Hauptstudium eines Fürsten. Das Glück der Völker ist das, was er jedem andern Vortheil vorziehen muss. Wo bleiben nun jene Ideen von Interesse, von Grösse, von Ehrgeiz, von Despotismus? Es ist klar, dass der Fürst, weit entfernt der uneingeschränkte Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der erste Diener derselben ist.“

So nennt sich Friedrich der Grosse nicht nur in seinem Anti Macchiavell, sondern auch später in den Oeuvres II 2 und in den oeuvres posthumes VI 60. Er nannte sich auf den Münzen Rex borussorum, schon ehe an den König der Franzosen und Belgier gedacht ward. Diese Grundsätze Friedrich des Grossen sind übrigens dem Hohenzollernschen Fürstenstamm nicht neu. Churfürst Johann Sigismund, welcher 1613 zur reformirten Kirche übertrat, sagt in dem Edikt vom 19. Juli 1615 (C. C. M. II. Abth. III No. 9.

„Der Fürst müsse kein Bedenken tragen, irrthümlich „gegebene Gesetze wieder abzuschaffen; nur allein, dass „der gemeine Nutzen das Prae behielte und das vornehm„ste Prinzipium und Axioma aller Polizeien und Regimen„ter: Salus populi suprema lex esto! nicht zu weit ausser „Augen gesetzt würde.“ Die römischen Kaiser ebenso wie

die deutschen Könige, haben überdies sich selbst schon längst an die Verfassung und Gesetze gebunden bekannt, wie das römische Recht (C. 4 Cod. de legibus) ausweiset:

„Digna vox est majestate regnantis, legibus allegatum „se principem profiteri. Adeo de auctoritate juris nostra „pendet auctoritas et revera majus imperii est, submittere „legibus principatum; et oraculo praesentis edicti, quod „nobis licere non patimur, aliis (per leges) indicamus: d. h.

„Es ist ein der Majestät des Herrschens würdiges „Wort, wenn der Fürst sich selbst an das Gesetz gebunden „erklärt. Unser Ansehen hängt mit dem Ansehen des Ge„setzes und Rechts zusammen und davon ab, und es gilt „in der That höher, als die Staatsgewalt, der Satz, dass „der Fürst an das Gesetz gebunden ist und unter dem„selben steht. Wir verkündigen daher nur dasjenige, was „wir uns selbst nicht erlauben wollen, Andern als Gesetz! Das erklärten also schon die Kaiser, Theodosius und Valentin, in der Zeit der absolutesten römischen Kaiserherrschaft.

Es lässt sich wohl denken, dass, was bei den entnervten Römern in den Zeiten des Verfalls ihres Weltreichs bereits feststehender Grundsatz der römischen Kaiser war, auch bei den freien Germanen der ältesten Zeit, wie im Mittelalter, im deutschen Reich, ebenso wie in allen abendländischen christlichen Staaten, als feststehend gegolten hat; dass dies in fast allen deutschen besonderen Landes-Konstitutioneu anerkannt, und dass in der alten deutschen Reichsverfassung das Recht der Selbsthülfe des deutschen Volkes gegen unrechtmässige innere Gewalt noch durch den Westphälischen Frieden, Art. 17. §. 6. garantirt war, obwohl der Kaiser in seiner spätern Erklärung sagt: „Endlich besteht es wohl mit einander, dass Kaiserliche Majestät sich überzeugt gefunden, wie der

Westphälische Friedensschluss Art. 17. §. 6 noch heutigen Tages die Selbsthülfe erlaubet, zugleich aber dafür gehalten, dass der Missbrauch dem Reiche gefährlich sei.“

Endlich, um nochmals auf das preussische Landrecht, dessen freisinniger Geist auch allen spätern Verfassungsveränderungen, welche die veränderten Verhältnisse nothwendig gemacht, zur Grundlage gedient hat, zurückzukommen, will ich hier nur noch anführen, was einer der grössten Staatsmänner Frankreichs, Graf Mirabeau, welcher sich 1786 als Gesandtschafts-Attaché in Berlin aufhielt, und keineswegs für eine Republik in Frankreich jemals geschwärmt hat, sondern eine konstitutionelle monarchische Verfassung, versteht sich auch mit der nothwendigen verfassungsmässigen Stellung des Adelstandes in der Landesvertretung und Landesverwaltung gründen wollte, über den Entwurf des Preuss. Landrechts gesagt hat:

On sent aisément qu'avec une constitution pleine de défauts et de vices, il est absolument impossible de former un code parfait; mais tel, qu'il est, ce code a pris une avance d'un siècle sur l'âge, où nous vivons. Les principes législativs de tous les autres pays de l'Europe quelconques n'en approchent pas; et nous osons espérer, qu'il avancera infiniment les lumières de ce genre, pour peu les autres pays soient capables de quelque émulation.

Mirabeau de la monarchie Prussienne V. 256 und ferner S. 306:

„Jusque — là nous ne pouvons qu'affirmer, que ce recueil de propositions de lois est à la fois un des plus beaux ouvrages, et un des plus grands exemples, que ce siècle ait produits. Il donne au roi, qui en a conçu l'idée, aux hommes, qui l'ont exécutée les plus justes droits à la reconnaissance de l'Europe et des siècles.

Deutsch: „Man begreift, dass es bei einem Zustande und „einer Zusammensetzung des Staates, welche noch voller Män„gel und Fehler ist, völlig unmöglich erscheint, ein vollkomm„nes Gesetzbuch zu schaffen; aber so, wie dieses Gesetz „buch einmal ist, hat es einen Vorsprung von einem ganzen „Jahrhundert vor der gegenwärtigen Generation genommen. „Die Gesetzgebungs-Prinzipien aller andern Länder kommen „ihm nicht gleich und wir hoffen, das dasselbe die Ver„vollkommnung in diesem Fache unendlich fördern wird, „so wenig auch die andern Länder im Stande sind, damit „zu wetteifern.

„S. 306. Soweit wir es jetzt übersehen, können wir „behaupten, dass diese Sammlung von Gesetzentwürfen „eines der schönsten Muster eines Gesetzbuches ist, welches „dieses Jahrhundert hervorgebracht hat. Es giebt dem „König, der die Idee dazu gehabt, und den Männern, die „sie ausgeführt, die gerechtesten Ansprüche auf die „Dankbarkeit Europa's und aller künftigen Jahrhunderte.

Elsasser und Lothringer!

Wer nach diesen Beispielen aus der Geschichte des griechisch-mazedonischen Weltreiches und aus der Preussischen Landesgeschichte, des römischen und deutschen Reiches, Euch noch von bedrohlichem Despotismus des künftigen deutschen Kaisers und Reiches redet, dessen Verfassung bekanntlich nicht abgeändert werden kann, wenn sich nicht vierzehn von 24 Staaten, welche das Reich bilden, dafür erklären, der ist böswillig oder unwissend! Denn er versteht nichts, oder will nichts verstehen von der neuen freien deutschen Reichsverfassung, welche das Föderativprincip so freisinnig mit der nothwendigen nationalen, dem König von Preussen als deutschem Kaiser zur Pflege anvertrauten Einheit der deut-

schen Nationalideen und Interessen zu vereinigen gesucht hat.

III. Und nun noch ein Wörtchen von der Reaction, welche aus Oestreich und Italien prophezeiet worden ist! Dass wir im deutschen Reiche wieder eine Neuordnung und Gliederung der verschieden gearteten und befähigten Bevölkerungselemente und Berufsklassen durch eine den geschichtlich gewordenen Verhältnissen, ebenso wie den neuen Kulturbedürfnissen entsprechende Staatsverfassung und Verwaltung, sowohl im Reich, wie in den einzelnen selbständigen Bundesstaaten zu erwarten haben, dass einem mächtigen nationalen Grundadel, ebenso wie einer nationalen Kirche eine bedeutende Stellung in der Staatsverwaltung angewiesen werden wird, als erhaltenden und konservativen Mächten gegen die im centralisirten und nivellirten Frankreich sich immerfort neu erzeugenden und verbreitenden Gleichheitsideen, gegen die daraus entstehenden Umsturzgelüste und gegen die rothen socialdemokratischen Tendenzen, wer wird dies als eine schädliche Reaktion betrachten wollen? Liegt nicht das Vorhandensein eines mächtigen Grundadels und einer mächtigen Kirche im Bedürfniss der menschlichen Natur? Ist es nicht eine tägliche Erfahrung, dass die bei Weitem grösste Masse von Menschen in ihrer Naturbedingtheit und Beschränktheit eines edeln Beispiels an einem 1. Stande bedarf, dessen Geburt und Erziehung, dessen nationale und durch Abstammung und Erziehung auf die Nachkommen vererbten Traditionen und universellere Staatskenntniss und soziale Bildung, ohne durch die Interessen und Ansichten einer besondern Berufsthätigkeit eingeengt zu werden, ihn mit seinen Bestrebungen, mit seinen sittlichen und materiellen Interessen allein auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung, auf das dauernde Wohl und

auf die künftige Blüthe des Landes hinweisen und unbekümmert sein lassen um die zeitigen, im Rathe der Krone ebenso, wie im Rathe des Volkes, der Presse und der Rednerbühne, der Volksvereine und Volksversammlungen sich geltend machenden Tagesmeinungen? Und ist nicht eine unabhängige wohl gegliederte und nach dem Maasse der Einsicht (Vergleiche: Dante de monarchia: Ex quo jam innotescit illud politice, intellectu vigentes aliis naturaliter principari d. h. Es ist klar dass (in Kirche und Staat) diejenigen, welche die höhere Einsicht haben, die Uebrigen beherrschen sollen) hierarchisch abgestufte Kirchenverwaltung, als Lehrerin und Pflegerin unsres Verhältnisses mit Gott, als Verwalterin der göttlichen Geheimnisse, nach der einfachen und doch so erhabenen Lehre Christi, ein Bedürfniss für jedes Volk, welches auch in religiöser Beziehung eins werden will bei der unendlichen Verschiedenheit der Denk- und Gefühlsweisen der Einzelnen; ist also ein volks- und zeitgemäss organisirter Adel und eine ebenso organisirte Geistlichkeit nicht jetzt ebenso wie im Alterthum und Mittelalter eine wohlthätige Einrichtung und eine Garantie für eine gleichförmige und einige Entwickelung der Nationen zu ihrem höheren Ziele d. i. zu immer grösserer Einheit des Menschengeschlechts und zu seiner sittlichen Vervollkommnung? Wohl wissen wir, dass wir dieses Ziel niemals ganz erreichen werden, dass die Menschheit in ihrer Abstufung und Gliederung nach Nationen und Familien stets im Kampfe mit ihrer Naturbedingtheit und Beschränktheit sein, und sich niemals ganz zu dem Zustande der reinsten Harmonie emporringen kann. Die Menschen würden dann ja auch Engel geworden sein, was weder der Menschheit im Ganzen,

noch dem Einzelnen nach dem Rathschluss der Vorsehung beschieden ist. Nur im Kampfe mit den Naturgewalten, mit Zeit und Raum, sollen beide ihre sittliche Freiheit, ihre Vervollkommnungsfähigkeit darlegen, in harter schwerer Arbeit sich erringen, und erst nach dem Maasse dieses Ringens ihren Lohn empfangen.

Es giebt in diesem Angenblicke auch bei uns in Deutschland manche Spuren des Mittelalters in gesetzlichem Wege wegzutilgen, als da sind die obengedachten Lehnrechte, die Patronatrechte, die polizeiobrigkeitlichen Rechte, welche mit den Grundstücken und deren Besitze verbunden sind, ohne Rücksicht auf die persönliche Qualification der gegenwärtigen Besitzer; allein alle diese Ueberbleibsel des feudalen, patrimonialen und territorialen Regierungssystems, (Theilung der Regierungsgewalt und ihre Festknüpfung an den Grundbesitz) werden bald einer neuen freien nationalen Staats-Ordnung, der Neuordnung der Reichsstaatsverwaltung und der Particularstaaten, Provinzen, Kreise und Gemeinden weichen, und einer wohlthätigen Decentralisation der ökonomischen Staatsverwaltung und einer Centralisation der Regierungs- und Hoheitsrechte in dem Staatsoberhaupte und seinen Vertretern Platz machen müssen.

Freilich fürchten sich schon manche Ritter des alten römischen Reiches deutscher Nation vor den Fluthen des Humanismus und der Civilisation, und möchten gern ihre alten vergilbten Privilegien mit eiserner Faust festhalten; es wird ihnen aber ergehen, wie dem alten deutschen Ritter, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, im Götheschen Drama, welcher sich zuletzt mit den Bauern verbündet und im Bauernkrieg im Kampfe mit der neuen gesetzlichen Staatsordnung seinen Untergang findet. Sie werden der neu erstehenden Majestät

des deutschen Reiches und der deutschen Nation und der freien christlich germanischen Fortentwickelung in Staat und Kirche nicht widerstehen können; denn das Wesen des Christenthums und des Deutschthums ist die freie sittliche Persönlichkeit der Einzelnen und der Völker, vor Gott und Natur, und insbesondere das Wesen des Germanenthums ist in den Sätzen enthalten: „Freie Völker, freie Fürsten!“ und: „Wo wir nicht mit rathen, da wollen wir auch nicht mit thaten!“ Der Buchstabe tödtet, aber der Geist giebt Leben, im Staat und in der Kirche! — Aber was wir durch gemeinsame Prüfung und Berathschlagung endlich festgestellt haben, dem wollen wir treu und gehorsam sein, und fest daran halten, im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, — Jeder an der Stelle, welche ihm hienieden angewiesen ist. Denn „Suum cuique“ sei auch die deutsche Devise und die christliche mit ihr eng verbundene lautet: „*Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῷ καὶ ἐπί γῆς εἰρήνη, εὐδοκία ἐν ἀνθρώποις.*“ Hiermit soll dieser Gruss und Willkomm an die neuen Landsleute in Elsass und Lothringen geschlossen sein.

Möchten sie bald von ganzem Herzen unsere christlich germanischen Mitbürger und Reichs-Genossen sein! Das walte Gott, und der Genius des deutschen Volkes!

